

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1935**

47 (24.11.1935)

# Der Führer

## AM SONNTAG

Folge 47 / Jahrgang 1935

ber 1935

# In 9 Minuten um die Erde

Phantastische Weltreise auf dem Karlsruher Breitengrad



Karlsruhe liegt auf dem 49. Breitengrad. Im Stadtgarten, ganz dicht am See, dem Karlsruher Meer, findet ihr diese nicht zu leugnende Tatsache ins Antlitz der Erde gezeichnet. Ein kleiner, unheimlicher Strich, der in der gewaltigen Größe, die er schüchtern andeutet nur ein Atom bedeutet, ein allerfeinstes Häufchen in der Epidermis der Erde. Er fällt nicht auf, er weiß sich den Blicken zu entziehen. Nicht verwunderlich auch, wenn so ein Strich — Strichstück vielmehr — in dieser herrlich grünen Dase verschwindet, in die man sich, Rast suchend nach der Urkraft langer Irrfahrt durch die Steinwüste Stadt, geflüchtet hat. Und wenn einer schon hinsieht, denkt er daran, daß dieser Strich als, wenn auch winzig kleine Sehne, die Bogenenden eines Erdkreises hält? Denkt er daran, daß hier ein Bruchteil ist von jenem Negwert, mit dessen Hilfe der kleine Mensch die große Erde aufteilt, aus den Teilen das Ganze erkennen zu können? Ein Puzzlespiel, erfunden von Gelehrten, aber ein sehr ernstes Spiel.



Der Grand Cañon -- auch auf dem 49. Breitengrad

Hinreichend zu- längliche Hilfsfunktion für menschliche Unzulänglichkeiten, die gezwungen ist, die schöne große Welt in Stücke zu zerschneiden, um diese mühsam wieder zusammenfügend, ein Bild für die menschliche Vorstellungswelt zu formen. Niederreißen, um aufbauen zu können, die Binsenwahrheit vom Baustein auf den Kosmos übertragen. Winziger Strich . . . ! Einen Hauch jenes Spinnwebes sehen wir hier, das die Erde tausendfach kreuzt und überschneidet, Parzellenwirtschaft des Menschengeistes, der Weltis argreifen will. Jambertab da auf dem

gefoktet! Schwabenland, grüß dich Gott! Das schwäbisch-fränkische Stufenland kreuzen wir, unser Weg liegt etwa in der Mitte zwischen Heilbronn und Ludwigsburg. Wir überqueren die Ellwanger Berge, die Häuser dort im Süden, kaum sechs Kilometer entfernt, das ist Ellwangen! Bayernland kommt, Dinkelsbühl, Perle unter den alten Städtchen, Frankens Hauptstadt, sehen wir nördlich. Vorwärts geht der Flug, ein silberweißes Band leuchtet herauf, die Donau. Scharf zeichnet sich das Knie, das sie hier bildet, ihr nördlicher Punkt. Wir lassen sie rechts liegen. Aber unter uns entfaltet sich die städtebauliche Pracht des alten Regensburgs. Dom und Kirchen ragen auf, stolze turmbewehrte Patrizierhäuser, das reiche Relief der alten trutzigen Stadt. Von den Höhen herab schauen Walthalla und Befreiungshalle, deutsche Ruhmestempel, auf die Wässer des Flusses. Bei Borch kreuzen wir die Donau, überfliegen den Bayerischen Wald, ein Berg reckt seinen Gipfel gen Himmel, 1024 Meter hoch, der Predigtstuhl.

Jetzt wechseln wir über den Böhmerwald hinüber in die Tschechoslowakei, überfliegen Budweis, das einmal bekannte österreichische Stadt war. Beim Ort Hangoßlag kommen wir in österreichisches Gebiet, für eine kurze Strecke nur. Genau den nördlichsten Zipfel in einer Länge von etwa 10 Kilometer durchschneiden wir, und schon sind wir bei Kirchdorf in der Tschechei. Wir sehen Presow, den ruthenischen Bischofsitz. Dunkel dräuen die Wälder der Karpaten, richtiger Märchenwald mit Tannen und Schluchten und Klüften. Der Wälder hier in fast ungangbaren Gründen, matt nur rauscht der Föhrenschlag der Zeit herein in diese Urwaldhülle. Die südliche Ecke von Polen, die wir nun berühren, zeigt keine bedeutenden Ansiedlungen. Im Norden, jedoch für uns nicht sichtbar, liegt Lemberg, Galiziens Hauptstadt. Da, dort, überall, wohin das Auge blickt, ist Wüstland des großen Krieges, Wahnstätte deutschen Heldengeistes.

Weiter, weiter fliegt unser Traumschiff. Kleinrußland erreichen wir, die Ukraine, das Grenzgebiet gegen die Steppe. Nördlich von uns breitet sich Wald, aber weitlich im Süden bis dahin, wo der Horizont sich im Dunst verliert, grüne Flächen. In das Don-Gebiet gelangen wir und südlich des Elton-Sees, zwischen Dubrowla und Jarzsin — jetzt heißt es Stalingrad — überfliegen wir die Wolga. Ob jetzt dort noch die Wolgatreiber ihre schwermütigen Lieder singen? Träge wälzt der Fluß seine Bogen dahin — vorbei — schon liegen seine Ufer hinter uns, die endlose Kirgisien-Steppe hat begonnen.

Serbe, traumföhlige Jugendzeit! Hier nimmt die Welt der tausend Abenteuer ihren Anfang. Auf fliegendem Pferd durch Gras und Wäldchen zu den Zelten wilder Stämme, Todesritt durch unbekanntes Land, Räuber verfolgend von Räubern verfolgt. Ab, Traumschiff! Wir bleiben zu Pferd, unbekanntes Gefahren entgegen. Immer unwegsamer wird die Gegend, ausgetrocknet ist die Kehrle. Keuchend stolpert das Pferd durch ein Steinmeer, wild zerklüftete Bergzüge öffnen sich, das Kästel Affen nimmt uns auf, das ewig lächelnde, nie zu erlöschende Gesicht des Reichs der Mitte. Wir sind in der nördlichen Mongolei. Gefahren

lauern, rechts, links, im Rücken, vor uns! Dort, aus der Felsenenge schnellen struppige Pferdchen hervor, wilde verwogene Kerle darauf, bewaffnet bis an die Zähne. Räuber! Fort, sie verfolgen uns, nur fort! Da, eine Karawane zieht dort friedlich ihres Wegs. Sieh, die Leute gewähren uns Schutz. Doch der Räuber werden immer mehr, ein heißer Kampf entbrennt. Hurra, wir schlagen sie! Sie fliehen! Hinterdrein, solange es noch möglich — wir sind gerettet. . . .

Endlos wieder der Ritt, mählich nur wandelt sich die Landschaft. Immer mehr Wachstum entquillt dem Boden, Wälder tauchen aus dem Horizont, kommen näher, milder wird die Luft, Flüsse wühlen sich ihr Bett durch das Land. Wir sind im jüngsten asiatischen Staat, im Reich der Pu-Yis, des Kaisers von Mandschukuo. Wieder besteigen wir unser Raumschiff, die Küste naht. Russisches Gebiet liegt zu unseren Füßen, der Amur zieht seine Schleifen der Küste zu, die wir etwa bei Konstantinowka erreichen. Dampfer aboi! Wir wolsen über den Tatarensund nach Japan! Fährmann hol über nach Sachalin! „Banzai!“ — himmlisches Nippon und — lebe wohl! Wir sind schon wieder weiter. Steuern beim Eiland Enefotan die Inselgruppe der Kurilen an, der Große Ozean tut sich auf. Er ist nicht blau und nicht grün. Grau glänzt der weite Spiegel. Zu breiten Wirbeln wühlen die Schrauben unseres Dampfers das Wasser auf, und seine Rauchfahne hängt kilometerweit elegisch über dem von heller Sonne überzogenen Meer. Doch er ist nicht immer so still, der Stille Ozean. Unendlich weit dehnt sich die See und doch schneidet bald die Verlängerung unserer Fährlinie einen gelben Streifen am Horizont, die kanadische Insel Vancouver steigt aus dem Nichts empor, Nordamerika! Nach langer Fahrt suchen wir das Land, um gleich wieder übersehen zu müssen nach dem Kontinent. Bis zum Wäldersee im kanadischen Staate Mantlova bildet der 49. Breitengrad die Grenze zwischen Kanada und den Vereinigten Staaten.



Und auch die Mongolen marschieren auf demselben Breitengrad wie wir!

Fast alle Staaten von Kanada streifen wir, kommen zuerst am Südrand der Rocky Mountains vorbei. Herrlicher Klang! Bilder steigen auf aus längst vergessenen Indianerschmädern: Felsengebirge, der Schab am Silbersee, der Häuptling der Huronen. Wir streifen durch Wälder, Mokaffins um die Füße, die Rüste umgehängt, durch Wald, immer Wald. Mit Old Firehand rauchen wir die Friedenspfeife und mit Alerauge, Trapper und Faltenheller nehmen uns gastfreundlich auf. Mit ihnen lauern wir den Grizzly auf. So abenteuerlich wir uns durch, bis zu den fünf „Großen Seen“. Unser Weg trifft auf den „Oberen See“. Ist dort drüben nicht „Fort Williams“, um das wir einst so heiß gekämpft? Liegen hier nicht im Umkreis die Jagdgründe der tapferen Rothäute? Aber weiter pirschen wir uns und erreichen die Ontario-Quebec-Mündung des St. Lorenzstromes. Nach Neufundland hinüber geht die Fahrt, vorbei an Grenty-Insel, der Landungsinself Röhls nach seinem gelungenen Ozeanflug.

Jetzt hebt die Meerfahrt wieder an, über den Atlantischen Ozean hinüber nach dem alten Europa. Im Golf von St. Malo erreichen wir die Küste, kreuzen die Seine bei Rosny, fliegen nördlich an Paris vorbei nach den Schlachtfeldern an der Mündung der Somme in die Marne. Heiliges Land liegt unter uns, getränkt vom Blut unserer Besten. Tod, aus dem lebendige Heimat erblühte. . . .

Weiter, immer weiter, der deutschen Heimat zu. Nördlich von Chälons zur Marne überschneiden wir bei Saarlouis die Mündung der Aube in die Saar, überqueren nordwestlich von Lauterburg die Grenze des Deutschen Reiches. Bald sehen wir Metz — Karlsruhe — zu Hause sind wir wieder! . . .

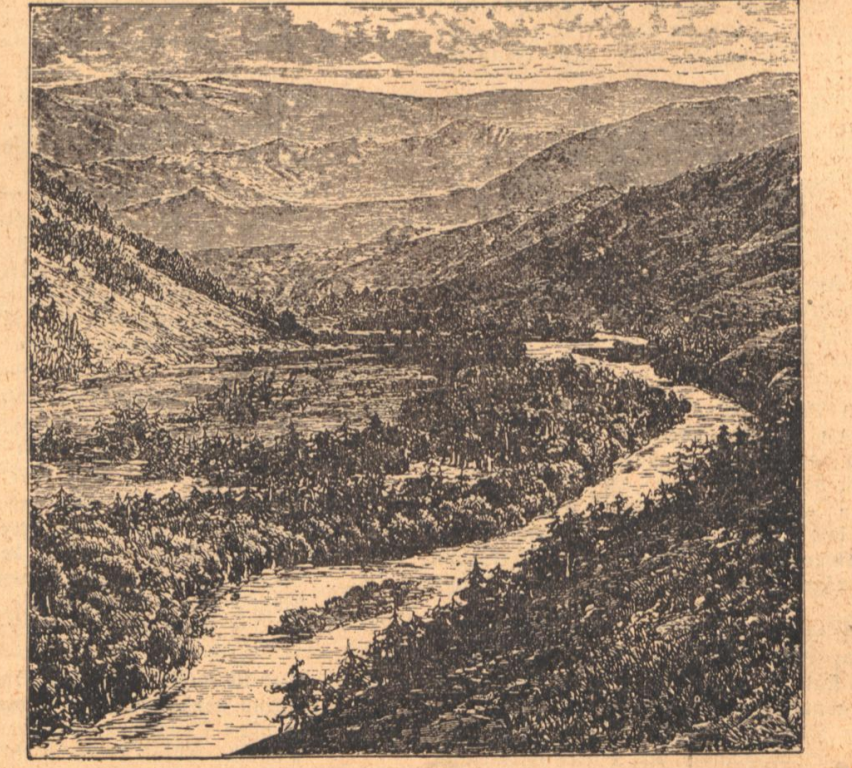
Lebt wohl Freunde, die ihr uns begleitet. War sie nicht herrlich, die Reise auf dem Karlsruher Breitengrad? Fahrt zugleich durchs abenteuerliche Jugendland.

Hugo Büchler.

Boden, der, schaut ihr gründlich hin, euren Gedanken mit unwiderstehlichem Zwang Richtung gibt, hin über Land und Meer, mitten hinein in fremde Erdteile und Länder, rund um den Erdball.

Wo ist doch die Zeit geblieben, da wir mit fliegenden Füßen und wildpochendem Herzen die kühne Reise mit Jules Verne unternommen: „In 80 Tagen um die Erde“. In achtzig Tagen? Hieß es wirklich so? Das muß schon lange her sein, wirklich! Inzwischen hat die Technik ihren Wettlauf begonnen, und wo sie schreitet, schrumpfen Raum und Zeit. Gemächliche alte Zeit, für die jene 80 Tage Raserei bedeuteten! Was damals Tage waren, für uns sind es Stunden geworden. Doch schneller noch als alle Technik ist des Gedankens Flug. In neun Minuten wollen wir den Kreislauf beenden, neun Minuten für diese Zeiten, eine Weltreise liegt hinter euch. Traumschiff aboi! Vast los die Seinen, die des Gedankens Schwingen noch an den Körper fesseln, der Flug beginnt!

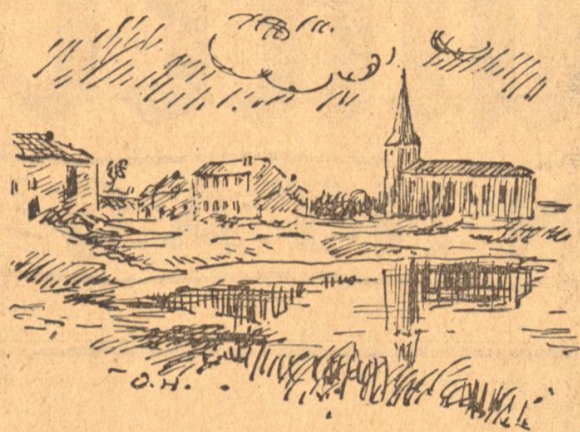
Schon sinken hinter uns die letzten Häuser von Karlsruhe in den Abgrund des Gewesenen, es weitet sich der Blick ins Land, Durst laßt auf, Häuser und Häuschen, die wie Kammern sich zur Herde drängen, dort das alte Schloß und daneben die Kirche, Türme ragen auf, der Turmberg reckt sich. Wie Wellengekränkel rauscht das Land jetzt unter uns vorbei, Kraichgauer Hügelland, plüßiert scheint hier der Erde Kleid. Aus den Falten schaut ein Städtchen hervor, Bretten. In seinen Winkeln und Gäßlein, nistet noch der Geist verklungener Zeit, seine Brunnen rauschen Aufgang und Niedergang, Niedergang und Aufgang einer deutschen Stadt. Sie liegt nicht ganz auf unserer Linie, hart streifen wir den Südrand, vorbei . . . Ist dort nicht Maulbronn? Ja, jetzt dicht unter uns das altersgrane Viereck des Klosters. Trägt nicht der Wind die alte Fuge empor? Dröhnende Wäße aus dem Messtorium: „AVKLVH — alles voll, feiner leer. Wein her!“ So hat uns Scheffel die geheimnisvollen Zeichen überfetzt, und wir glauben es ihm gern, denn das flüchtig-klare Sonnengold, das die Neben dort am Südrand des Hügels spenden, heißt Elfinger. Gleich mit „elf Fingern“ greift er nach dir, dich nicht mehr loszulassen, hast du einmal



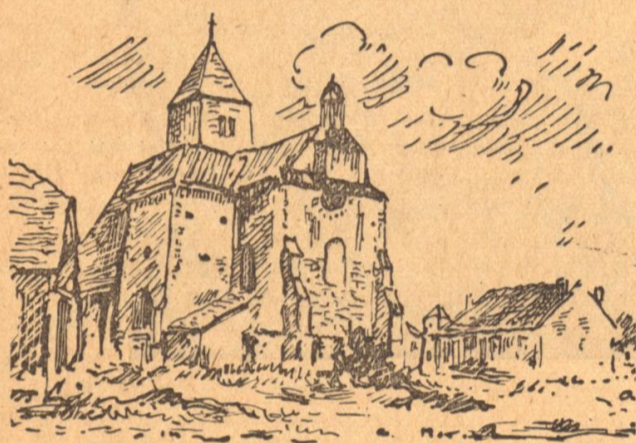
Das Altai Gebirge Asiens — möchten Sie da wohnen?

# Die Badener im Weltkrieg

Etwas mehr als zwanzig Jahre sind es her, seit der Kanonendonner vom jenseits des Rheins in den ersten Tagen des Weltkrieges herüberklang in die Stille der Schwarzwaldberge und ein Volk aufstand, um seinen Heimatboden zu verteidigen. Badens Söhne standen in diesem Kampf des deutschen Volkes um seine Existenz auf allen Kriegsschauplätzen in vorderster Reihe und haben Taten vollbracht, die für alle Zeiten unvergessen bleiben werden. Wenn nun fast zwei Jahrzehnte nach Kriegsende der Verlag G. Braun-Karlsruhe das Wagnis unternimmt, eine Darstellung über die Badener im Weltkrieg zu veröffentlichen, in denen die Leistungen der badischen Truppen in ihrer Gesamtheit gewürdigt werden, so muß man diese Tat anerkennen, denn mit diesem Ehrenbuch der Badener wird uns ein Stück bester badischer Geschichte vermittelt. Es war keine leichte Aufgabe, die dem Bearbeiter, Oberleutnant Wilhelm Müller-Vogel, gestellt wurde, die er aber unter Benutzung der amtlichen Quellen des Reichsarchivs



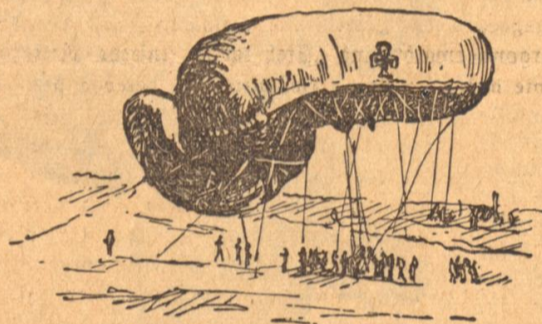
Kirche in Nordfrankreich



Bei Veronne

unter Mitwirkung von Oberleutnant a. D. Friedrich Goltz und Hauptmann a. D. Ludwig Rädiger von Coltenberg und mit Unterstützung zahlreicher Angehöriger badischer und hohenzollerischer Formationen sehr geschickt gelöst hat. Bei der ungeheuren Fülle des Stoffes bedurfte es langer Sichtung des Materials, um das Wichtigste herauszufinden und so entstand nach sorgfältiger Arbeit ein Buch, das jeder Badener mit Stolz in die Hand nimmt und voll Ehrfurcht und Bewunderung von der Opferbereitschaft und dem Todesmut der Söhne und Väter unserer badischen Heimat vernimmt.

Da tauchen in plastischer Schilderung die Tage der Mobilmachung auf, jene Augenblicke, in denen Tausende



Aufsteigender Fesselballon

und aber Tausende in die Kasernen zogen, um sich freiwillig dem bedrängten Vaterlande zur Verfügung zu stellen. Während das aktive XIV. (Badische) Armeekorps am Oberrhein aufmarschierte, um die ins Oberelsaß eingedrungenen Franzosen zurückzuwerfen, werden in der Heimat die Landwehr- und Landsturmbatallionen sowie die sogenannten Jungdeutschland-Regimenter aufgestellt. Grenzschutz, Aufmarsch und die ersten Kämpfe des Weltkrieges, an denen die badischen Regimenter stark beteiligt waren, finden eine eingehende Schilderung. Der erste Offizier, der im Weltkrieg fiel, überhaupt der erste Tote der deutschen Armee, war der 23jährige Leutnant Albert Mayer vom Jäger-Regiment zu Pferd 5, das im Frieden zusammen mit den drei badischen Dragoner-Regimentern die Kavallerie des XIV. A. K. bildete und in Mülhausen in Garnison stand. Die Mülhäuser Jäger waren nach Kriegsausbruch Divisionskavallerie der 28. Infanteriedivision und trugen Kameraden der badischen Infanterie-Regimenter in den Tagen des Vemeigungskrieges. Leutnant Mayer fiel am 2. August 1914 bei einer Aufklärungsparade an der deutsch-französischen Grenze im Elsaß.

Die Schlacht bei Mülhausen, die erste größere Waffentat badischer Truppen im Weltkrieg, findet eine ausführliche Würdigung durch Kriegsteilnehmer der verschiedensten Formationen. Da lesen wir von der Feuerfahne der 108er, von dem Kampf des Infanterieregiments 112, in dessen Reihen damals auch unser jetziger Reichsluftfahrtminister, General der Luftwaffe Hermann Göring, als junger Leutnant stand, um seine Heimatgarnison Mülhausen, von einer geschlossenen Abtete der 5. Jäger zu Pferde unter Führung ihres Regimentskommandeurs Oberleutnant Ullmann an der feindlichen Kavallerie. Wir erleben noch einmal in Erinnerung die denkwürdige Schlacht zwischen Weib und den Vögeln am 20. und 21. August 1914, in welcher die Badener bei Saarburg kämpften und folgen den badischen Truppen auf dem Vormarsch in französisch-Lothringen. Auch das XIV. Reserve-Armeekorps war am Donon bei diesen Kämpfen beteiligt. Die badischen Dragoner-Regimenter 20 und 21 traten damals in den Verband der Heereskavallerie zur 6. Kavallerie-Division über mit der Aufgabe der Sicherung und Verhinderung des deutschen Aufmarsches vor Diedenhofen.

Dem Herbstfeldzug 1914 ist in dem 516 Seiten starken Buch, das zahlreiche wertvolle Bilder und lehrreiche Karten und Skizzen enthält, ein breiter Raum gewidmet. Es sind die Tage, da die aktiven badischen Regimenter von Lothringen hinaus nach Nordfrankreich

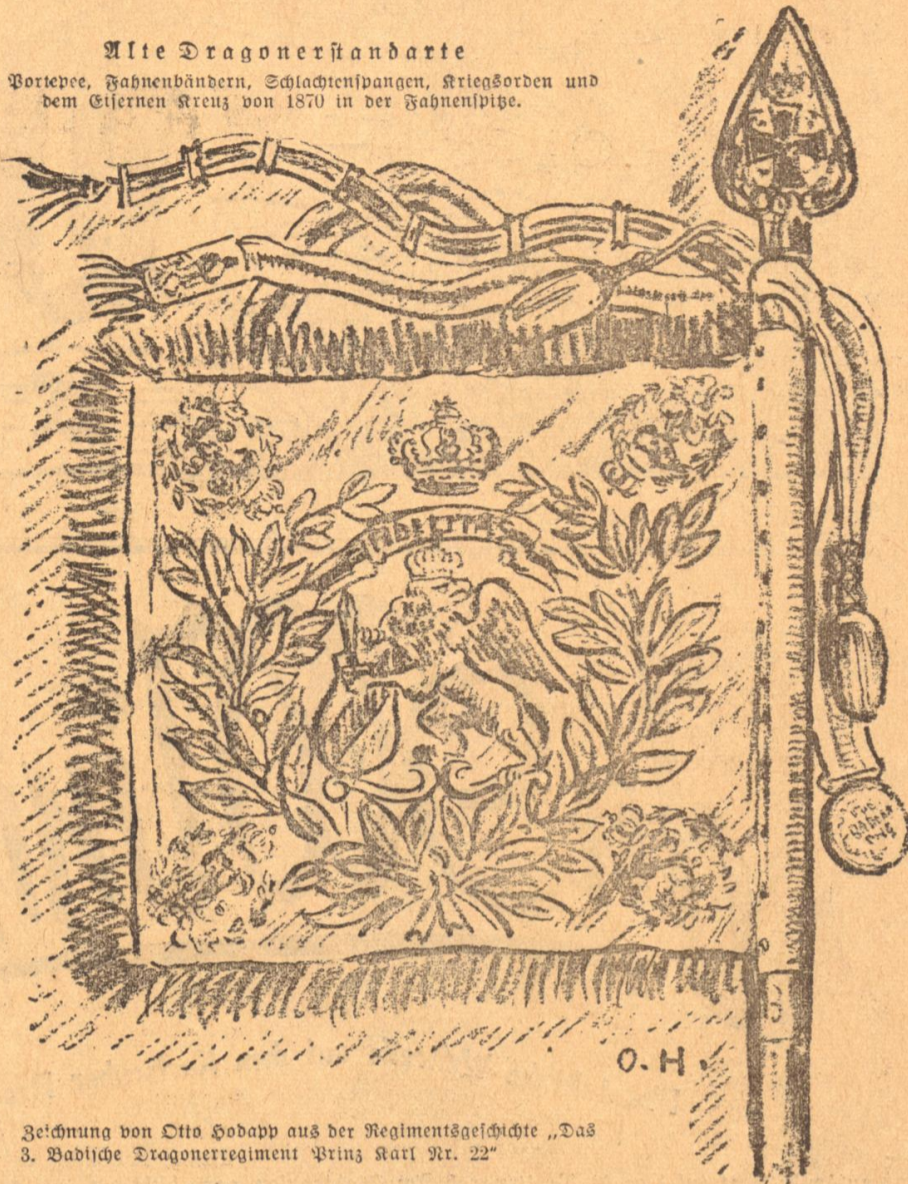
transportiert wurden und zum ersten Male Loreto, jene wenige Kilometer westlich von Givet gelegene, von der kleinen Kapelle Notre Dame de Loreto gekrönte Höhe erklommen, die zu den am heißesten umstrittenen Kampfplätzen der Westfront zählt und deren Namen für alle Zeiten verbunden sein wird mit höchstem menschlichen Leiden und Sterben und unvergleichlichem badischen Heldentum. In diesem Abschnitt des Buches werden aber auch die Kämpfe unserer braven Landwehren und Ersatztruppen (Brigade-Ersatzbataillone 55 und 56), die im Oberelsaß den Angriffen eines vierfach überlegenen Gegners erfolgreich stand gehalten haben, gebührend berücksichtigt und die Kämpfe der Badener in Flandern — der Sturm der Reserve 288er auf Broodisende, das Regiment 239 bei Gravenvillers und die Tätigkeit des Reserveartillerieregiments 52 — spannend geschildert.

Mit dem ersten Kriegswinter beginnen die Kämpfe im Vorettogebiet, die sich für die Badener so schicksalsschwer gestalteten und die im Mai 1915 in einer der größten Kampfhandlungen der Westfront ihren Höhepunkt fanden. Mit Recht begehnen die an den Vorettokämpfen beteiligten Truppenteile die Matinee als Ehrentag der Badener, denn damals scheiterte einer der mächtigsten Durchbruchversuche der Franzosen an der eisernen Mauer badischer Truppen.

Die schier unlösbare Aufgabe, ein geschlossenes Bild der Kämpfe der Badener im Weltkrieg zu geben, ist von dem Bearbeiter mit viel Geschick erfüllt worden. Da liest man von den Kämpfen des Ersatz-Infanterieregiments 28 in der Boevre-ebene, einer badischen Formation, die an der Somme und am Winterberg höchsten Ruhm erntete und damals im Vorettogebiet ebendort erwähnt wurde, von den badischen Landsturm-Weitern an der Vortragerfront, den Kämpfen badischer Truppenteile im Oden, den ersten Kämpfen des tapferen Infanterie-Regiments 185, einer Kriegsförderung, die im Verband der 52. Infanterie-Division kämpfte, den heißen Tagen der badischen schweren Reserve-Artillerie in der Herbstschlacht in der Champagne, den Kämpfen badischer Pioniere am Hartmannsweiler Kopf, den Gefechten der Badener in Rumänien und an der kürzlichen Front, um nur einige Abschnitte aus der Reichhaltigkeit des Buches zu nennen. Es gibt kaum eine bekannte Kampfhandlung des Weltkrieges, an der nicht Badener beteiligt gewesen wären.

Ein Abschnitt ist den badischen Fliegern im Weltkrieg gewidmet, unter denen sich auch ein badischer Four le Mérite-Flieger (Leutnant der Reserve Doffenbach, gefallen am 3. 7. 1917) befindet. Auch der Tätigkeit des Antientenfluges „Baden“ und des Kreuzers „Karlsruhe“ ist gedacht. Schließlich finden wir in dem empfehlenswerten Werk, für das der karlsruher Künstler Otto Godepp geschmackvoll den Buchschmuck beibringt

Die Dragonerbandarte mit Porzellan, Fahnenbändern, Schlachtenpannen, Arzelsorden und dem Eisernen Kreuz von 1870 in der Fahnenrippe.



Zeichnung von Otto Godepp aus der Regimentsgeschichte „Das 3. Badische Dragonerregiment Prinz Karl Nr. 22“

hat, Abhandlungen über Sanitätsdienst und Seesorge, die Arbeit der Heimat und die Badener im Baltikum, wobei der Name eines unserer Größten, von Albert Leo Schlageter, besonders genannt wird.

Voll freudiger Genugung nimmt man von dem Schlusswort Kenntnis, das der letzte Kommandierende General des XIV. Armeekorps, General der Infanterie Charles de Beaulieu, den Badenern widmet, und der in seiner ehrenvollen Würdigung der Badener unter anderem folgendes Urteil fällt: „Der badische Soldat stand an Tapferkeit, Ausdauer, Angriffsfreudigkeit und Mutesucht den besten deutschen Truppen gleich. Dessen war ich Zeuge, nicht nur in der zähen Durchführung des Abwehrkampfes, sondern besonders auch in dem Schwünge, mit dem die Unternehmung gegen den Bour-Wald im Frühjahr 1917 ausgeführt wurde und um glänzenden Erfolg führte. Solche Truppe war jeder, auch der schwierigsten Aufgabe gewachsen.“ Mehr zum Lobe einer Truppe zu sagen, ist unmöglich.

Der verstorbenen Reichs-Generalfeldmarschall von Hindenburg und Reichsstatthalter Robert Wagner geben dem Werk, das mit seinem gelegenen blauen Feinleinenband vornehm wirkt, und einen guten Geschmack der Herausgeber erkennen läßt, mit auf den Weg. Im Jahre der Wiedergewinnung der Wehrfreiheit, dem badischen Volk auf den Weihnachtstagen, wird dieses „Ehrenbuch der Badener“ in seinem Haushalt fehlen, denn es berichtet von den Taten einer Generation, die dranken im Schicksalaraben die Grundlagen für unsere unsterbliche Bewegung schuf.

Das Ehrenbuch der Badener (Verlag G. Braun, Karlsruhe, Preis 34.— RM.).

## Scheffel für die Gegenwart

Von Dr. Reinhold Siegriff

(1. Fortsetzung)

### Der Trompeter von Säckingen

So ist es schon im „Trompeter“. Mit größter Anschaulichkeit lebt darin ein Stück Heimatland. „Ein Sang vom Oberrhein“ steht auf der handschriftlichen Titelseite, bezeichnenderweise. Da ist nun der hohe Wald mit dem Blick ins Rheintal und zu den fernen Alpen; und der Strom und die Stadt: Säckingen mit dem Münster Fridolin, dem Galtshaus zum Knoop, dem Schloß mit Park und Gartenhaus, die Insel im Rhein, die hölzerne Brücke, der Bergsee:

„Grüner Bergsee, Tannendunkel,  
Seid vieltausendmal gegrißt.“

Wer dies Stück deutscher Erde kennt und liebt, der wird von Scheffels großer Liebe immer wieder ergötzt. Und wieviele hat die Lebendigkeit dieser Dichtung hingeführt erst zur Kenntnis und zur Liebe dieses Landes! Weit aber der „Trompeter“ ein großes Lied der Liebe und des Glaubens zu deutschem Land und deutschem Volk ist, darum geben wir ihm heute zu Recht wieder höheren Wert, als eine Generation vor uns, deren Kritiker oft nicht über ästhetische Maßstäbe hinauskamen, und darum Werte jenseits des rein formalen leicht übersehen.

Und die Menschen der Dichtung? Sagen wir sogleich, daß die Gestalt Margaretas bloß gezeichnet ist — die abstoßende Süßlichkeit wurde ihr erst von den „Verarbeitern“ gegeben. Werner ist ein gerader, unbedenklicher Bursch, bald verliebt, schon in der Liebe, aber ein Draufgänger im Kampf und anständig durch und durch. Der alte Freiherr, ein selter launiger Kerl, fühlt, trotz den zeitbedingten Standesurteilen, durchaus menschlich. Nach der Ablehnung Berners heißt es:

„Echter betrübten Blickes schaute  
Nach der Tür noch lang der Freiherr:  
„Geht mir selber nah“, so brummt er,  
„Warum heißt der brave Bursch nicht  
Damian von Widenstein?““

So die Helden der Dichtung. — Sagen wir nun wiederum ganz klar: diese Problematik geht uns nichts mehr an! Gott sei Dank! Aber wollen wir darum vergessen, daß sie unsere Großväter und alle früheren Generationen unseres Volkes stark anging? Wollen wir vergessen, welchen Kampf es gekostet hat, daß uns heute diese Problematik Gott sei Dank, nichts mehr angeht?

Die Handlung des „Trompeter“ ist keine vollstrenge Phantasie eines literarischen Schreibers, sondern Scheffel hat sie vorgefunden und aufgenommen, aus der Volkssage, die sich in Säckingen um den Grafen Werner Kirchhofers und der Maria Ursula von Säckingen spannt. Und diese Sage beruht auf geschichtlichem Hintergrund. Die Sage allerdings läßt Werner vom Kaiser in Wien geädelt werden, Scheffel vom Papst in Rom. Diese Abweichung ist leicht genug mit dem persönlichen Lebensweg des Dichters zu erklären. Wie Werner, kam er von Weidberg nach Säckingen und ging von dort — mit kurzen Umwegen — nach Rom.

Und nicht nur die Ortsfrage, auch die Geschichte der Landschaft lebt in der Dichtung auf. Wie zeitgemäß ist da gerade etwa die Schutzgewährung des Frankenkönigs an Fridolin:

In Paris sah König Chlodwig,  
Pädelnd sprach er zu den Pilgern:  
„Galt“ sonst nicht die Wälderbauern  
Für die Kruten, für die Heilgen;  
Aber seid mir die verfluchten  
Scharen Memannenspieße  
Almanah ums Ohr gepiffen,  
Seit der schweren Schlacht bei Jülpich,  
Bin ich anderer Ansicht worden.  
— Not lehr auch die Könige beten —  
Schuß drum geb' ich, wo ihr hinzieht,  
Und empfehl' hauptsächlich euch am  
Oberrhein die Memannen,  
Diese haben schwere Schädel,  
Diese sind noch trotz'ge Feiden,  
Wacht mir diese fromm und artig.“

Ist das nicht ein anschaulich Beispiel aus unserem Land zur Deutung der schicksalsmäßigen Bestimmung der Christianisierung unseres Volkes durch den Führer in seiner großen Schlussrede beim Parteitag der Freiheit, September 1935?

Und nun die Schilderung des Volkes in der Dichtung! Wie gut kennt Scheffel die Wälderbauern; und welche echten Volkstypen sind der treue Anton, der Schiffermarin, deren morgendlicher Zusammenprall im Nebengäßlein hinter dem Münster ein Kleinstadtbild für sich ist; der Stabstrompeter Rohmann, der Maler Fridribus, die Mitglieder des Orchesters!

Mit welcher Wirklichkeitsfreude und -sicherheit sind sie

alle in wenig Strichen lebendig dargestellt, und welcher Humor ist darüber gebreitet! Echter Humor, nicht kalte, zerhörende Ironie; denn überall wärmt und strahlt die Liebe des Dichters zu diesem Volk hindurch, dessen schwache Seiten er kennt, das ihm aber nahesteht, lieber und vertrauter ist im Umgang, als die schwächer charakterisierten Helden. Das deutet auf einen echten Zug im Bilde des Menschen Scheffel: immer lebte er gern unter den einfachen Brüdern seines Volkes und wurde von ihnen auch geliebt. Hier ist ein Beleg: 1899 schreibt er aus Banz an seine Mutter: „Hier... wird mein Abschied beinahe rührend werden. Die Förster, Jäger, Schreiber, Gerichtsdiener... alle haben mich... ohne zu wissen, was ich bin und treibe, als Menschen gern.“

Wie wohl auch würde unserem Volke eine recht große Zahl Pfarrherrn tun, herart, wie Scheffel einen hier im Trompeter geschildert hat:

Drauß im Dreißigjährigen Kriege  
Schlugen sie zur Ehre Gottes  
Sich die Schädel ein, ihm hatten  
Längst die stillen Schwarmwaldtannen  
Friede ins Gemüt gerufen.  
Spinnweb lag auf seinen Wächern  
Und zu zweifeln steht, ob aus dem  
Schwarm des theologischen Haders  
Er nur eine Schrift gelesen.

Aber wo's in der Gemeinde  
Einen Span galt auszugleichen,  
Wo die Nachbarn hämisch tritten,  
Wo der Dämon böser Zwiertacht  
Ehe führt und Kindestreue,  
Wo des Tages Not und Elend  
Schwer den armen Mann bedrückte,

Da, als Friedensbote, kam der  
Alte Herr einhergeschritten,  
Buck' für jeden aus dem Schöße  
Reichen Herrens Rat und Lobal.

Und die andere Stelle muß noch hier angeführt sein, ein prophetischer Mahnruf in unsere Zeit: Nämlich Recht, gedent ich deiner, Vieg's wie Mhdruad auf dem Herzen, Vieg's wie Mühlstein mir im Magen Ist der Kopf wie Brettvernaagel!

Und ich woll' oft töricht fragen:  
„Sind verdammt wir immerdar, den  
Großen Knochen zu benagen,  
Den als Abfall ihres Mahles  
Uns die Römer hingeworfen?  
Soll nicht auch der deutschen Erde

Eigenes Rechtes Hum' entsprossen,  
Walddesdunst, schlücht, kein süppig  
Wucherd Schlingengewächs des Südens?“

Wid's kein Schwert und andre Lösung? —

Wer von allen Dichtern jener Zeit ruft so klar in unsere Tage? Nach dem deutlichen Recht, das uns nun hoch noch, so glauben wir unverfälscht, erschaffen wird? Die Wieder dürfen auch nicht vergessen werden, die den epischen Teilen eingestreut sind, voran „Auf Heidelberg, du Feind“, das herrliche „Ich knie vor Euch als getreuer Knecht“, Pfalzgräfin, Königin der Frauen! und das Malheur. „Es kommt ein wunderbarer Knab'“ steht durch die Welt gegangen.“ Unter den Kämern Jung Berners und des finken Mannes find ferner eine Reihe von Gedichten, die zum besten literarischen Gut der deutschen Sprache gehören. Ich denke an „Kind dastig hält die Malenmacher“, „Some laucht im Meereslinsen“, „Hell schmetternd ruft die Verzh“, so wie an „Kast die dreiergetretenen Plätze“ und „Die Wiede ichart wie der junge Kar“.

Was bedeutet daneben, wenn dem Dichter mancherlei nicht geklärt ist? Es erscheint uns nicht mehr recht, wie Scheffel den Wald, den Sturm, den Rhein, die ganze Natur reden läßt, um über Menschliches neue Mitle zu gewinnen. Der keiter Fiddigegelei selbst, so wenig wir uns dem Humor seiner Verwählungen entziehen können, gehört hierher, ganz abgesehen davon, daß wir auch an kein größeres Vorbild denken müssen.

Welchen bleibt die Liebe- und humorvolle Darstellung des Landes und seiner Leute. Wer den Buntig hat, sich davon zu überzeugen, wie ehrlich die wirkliche, strenge Schilderung erwandert und erarbeitet ist in leibhaftiger Beobachtung, der lese die „Säckinger Episteln“, der lese den Bericht „Aus dem Hauenteiner Schwarzwald“, die als Vorarbeiten zum „Trompeter“ gelten dürfen. Diese meisterhaften Prosa-Schilderungen stellen das Beste dar, was das volkstümliche Schrifttum jener Zeit neben Wilhelm Mehl und Ludwig Steub hervorgebracht hat. Es ist kein Zufall, daß Scheffel später in München gerade diesen beiden freundschaftlich und zu gemeinsamer Arbeit nähertrat. Mit Mehl hat er im Jahre 1867 eine Studienreise den Rhein hinauf gemacht. Scheffels Skizzen und Zeichnungen von jener Wanderung sind noch vorhanden. Bedauerlich bleibt, daß Mehl seine Absicht, „Die Abenteurer der Rheinfahrt ausführlich zu beschreiben“, nicht ausgeführt hat.

Neben den gedruckten Episteln und dem Bericht geben die Skizzenbücher des Dichters aus der Säckinger Zeit starken Aufschluß über die genaue Beobachtung des Landes und der Leute rings in näher und weiterer Umgebung. Im karlsruher Scheffel-Museum sind verschiedene Beweisstücke ausgelegt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein lüdeuffdher Wandmaler

# CARL VOCKE

„Was eine Zeit böse empfindet, ist gewöhnlich ein unzeitgemäßer Nachschlag dessen, was ehemals als gut empfunden wurde — der Idealismus eines älteren Ideals“. Diese Worte Nietzsche charakterisieren die tieferen Ursachen jener weltanschaulichen Gegenläufe, wie sie sich seit dem völkischen Umbruch gegenwärtig heraus-



Der unbekannte Soldat  
Kopfbildzeichnung 1933. Aufnahme: Siegger.

gebildet haben. In Museen und Ausstellungen findet man immer noch Produkte extremer individualistischer Kunstanschauungen, die in feinerlei Beziehung zu unserem neu erkundenen Lebensgefühl stehen. Denn die Kunst der zerfallenen liberalistischen Zeit erhob grobenteils die Mittel des Ausdrucks: Farbe, Form, Technik und die artistischen Elemente zum Selbstzweck, ihr fehlte jedes wahre Ethos und der wirklich bildnerische Wille. Bereits in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts wurde, infolge des Niedergangs der Baukunst, den Schwelgerkünsten der letzte Halt genommen. Das selbständige, an jeden beliebigen Platz verlegbare Tafelbild, und die für jeden fremden Raum passende Skulptur, galten als Kunstwerke an sich, während das Wandbild, einer der wichtigsten künstlerischen Faktoren, vernachlässigt wurde. Wohl erklang der Ruf nach der Wand immer wieder, aber die in Deutschland von keiner überpersönlichen Idee getragenen Parteien, konnten kein gefühnngsstarkes Fundament für das Monumentalbild schaffen.

Heute stehen wir, nachdem die vordringlichen Staatsaufgaben im Vorwärtsschreiten sind, vor der bedeutungsvollen Aufgabe, den kulturellen Zielen näher zu rücken; denn nach den maßgebenden Worten des Führers wird in Zukunft der Heroismus wieder Inhalt des deutschen Lebens und der Kunst sein. Dieser Richtsatz verpflichtet auch die Künstler, mit allem Fleiß und aller Eingabe der nationalsozialistischen Idee zu dienen. Die Kraft der Idee und das Können im Handwerklichen aber bilden die Grundlagen für die im Dritten Reich zu lösenden großen künstlerischen Aufgaben. Zu ihnen gehört unbe-



Cartoon für die neue Chirurg. Klinik, Heidelberg

dingt auch das Wandbild; denn ein so monumentaler Gedanke, wie der völkische, wird sich folgerichtig in gewaltiger, würdiger und würdiger Form zu verewigen suchen. Wie die Plastik, wird auch die Malerei sich von spielerisch betriebener Kunstfertigkeit frei machen und den Möglichkeiten einer monumentalen Gestaltung sich zuwenden müssen. Die alte Kunst der Fresken, der Mosaiken und der Glasfenster, sie werden eine glückhafte Belebung erfahren, und im Sinne einer hochgestimmten ethischen Werbung, auf staatlichem Boden eine Wiedergeburt erleben.

Selbstverständlich werden die bodenständigen Zweige der Malkunst, das Bildnis und die Landschaft, daneben nicht zurücktreten, dienen doch beide der Pflege des Familienfinnes und des Sippenbewußtseins ebenso wie den Gedanken von Blut und Seele. Schwieriger wird die Neuerweckung des Wandbildes insofern, als das Handwerkliche des Freskos in den letzten Jahrzehnten wenig gepflegt wurde. Mit geringen Ausnahmen konnten sich nur die Kirchenmaler an großen Wänden auswirken, zumal vor 1933 jede aufbauende nationale Volkskunst, von Staats wegen, den Künstlern unmöglich war. Einer der Jüngeren, der sich früh zu dem großen männlichen Stil der Wand bekannt hat, ist der aufwärtstrebende, 1899 in Heilbronn geborene Maler Carl Vocke. Wie die Schweizer, die seit Hodler eine Wiedergeburt dieser Kunstart erreicht haben, hat auch der Süddeutsche sich unter vielen Entfagungen und Entbehrungen, erfüllt vom Glauben an seine künstlerische Berufung, mühselig über das Kunstgewerbe und die Plastik, zu seiner Lebensaufgabe hindurchbringen müssen.

Die Sippe der Vockes stammt ursprünglich aus Ostfriesland, wo sich der Name bis 1403 zurückverfolgen läßt, und die Familie verzweigte sich zur Zeit der Reformation nach Emden und Bremen, Thüringen



„Wenn die Soldaten“ / Neue Infanteriekaserne, Donaueschingen 1935

und Franken. Aus der Familienzeitung, die seit 1910 besteht, erfahren wir, daß Angehörige aller Berufe, besonders Geistliche, aber auch Offiziere und Juristen, sowie ein Freund Beethovens, in der Ahnenreihe zu finden sind. Des Malers Großvater, väterlicherseits, stammt aus Würzburg, er war eine künstlerisch begabte Natur und hat sich malerisch und plastisch betätigt. Vockes Vater war noch vielseitiger veranlagt, er liebte besonders die Musik, aber es war ihm keine Gelegenheit geboten, den Künstlerberuf zu ergreifen. Er hatte bis ins Alter seine Freude am Malen und gab dem Sohne Carl die ersten Anleitungen, das Handwerkliche zum Künstlerischen. Trotz mancher Schicksalsschläge, die der Familie das Vermögen raubten, sollte im Enkel das angeborene Talent doch seinen nachhaltigen Durchbruch und Aufstieg erleben.

Carl Vockes Werdegang ist gewissermaßen ein typisches Beispiel für unsere durch das Kriegserlebnis hindurchgeschrittene jüngere Künstlergeneration. Bereits 1915 trat der Obersekundaner bei Professor W. Georgi in die Zeichenklasse der Karlsruher Kunstakademie ein, wo hauptsächlich Köpfe und Alte gründlich studiert wurden. Der Kampf aber lockte 1916 den Jungmann als Freiwilligen hinaus an die Front, wo er beim Jäufli-Regiment Nr. 40, in der 2. Maschinengewehr-Kompanie, die Schlachten im Westen bis 1918 miterlebt und nach der Heeresauflösung am Grenzschutz Ost 1919 teilgenommen hat. Darauf angewiesen, das Studium selbst zu verdienen, sah er sich nach seiner Heimkehr gezwungen, bei Professor Kornhaus, in der keramischen Abteilung der Landesuniversität seine Lehrzeit fortzusetzen. Ein Jahr später finden wir ihn in der Bildhauerklasse von Prof. Schrenögg, der Vocke bis 1922 angehörte, wobei er nebenher stets der Malerei oblag. Unter den bescheidensten Lebensverhältnissen konnte der anspruchslöse Künstlerjüngling es wagen, 1923 sich endgültig für die Malerei zu entscheiden. Er wurde Meisterschüler von Professor G. A. Bühler, dem völkischen Vorkämpfer, und half diesem 1925 bei der Ausmalung des Karlsruher Rathauses, an der symbolhaften Decke und den Kalenderbildern.



„Wohlauf Kameraden“  
Neue Infanteriekaserne, Donaueschingen 1935

Den ersten großen Auftrag erhielt Vocke durch das Bezirksbauamt Bruchsal, nachdem er zuvor eine Studienreise nach Italien, nach Florenz, Rom, Sizilien, unternommen hatte, wo Tizian und Botticelli tiefe Eindrücke bei ihm hinterließen. 1928 meisterte er die 5 auf 10 Meter weite Deckenfläche in der Gochsheimer Kirche, ferner die Fassade am dortigen Scharfrichterhaus mit einer 4 Meter hohen Landsknechtfigur als Fresko. Eine Reihe, hauptsächlich in Karlsruhe und Freiburg sich befindende Delbildnisse, darunter das von Neben umrannte hübsche Porträt der Dichterin Clara Zaiß, aber auch stimmungsvolle Alttheinlandschaften und dekorative Blumenstillleben, wurden seit 1926

burger Landesgefängnis, eine „Simmelfahrt“, die mit vier in sich geschlossenen Jüngergruppen und dem im Lichte schwebenden Erlöser, eine tiefe Wirkung erzielt. Farbtonig und zeichnerisch ist von Wand zu Wand schaukeln, wie Vocke stets größerer Vereinfachung zustrebt, um dadurch rein und klar den Gedanken des Göttlichen und Erhabenen herauszuheben.

Im bewußten Gegenatz zum Monumentalen beschäftigt sich der vielseitige Künstler in seinen Arbeitspausen gerne mit dem Zeichnen phantasierender Epistel und Burlesken, mit schelmischen Rohrfederpielen, die allgemein-menschliche Schwächen durch urdrollige Tiergrotesken humorig unterstreichen. Vollendete Blätter, neben mancherlei Gelegenheitsstücken, sind hierfür die Vorbildungen zu Kupfers Tierfabeln: „Das patentierte Krokodil“, die lebensfernen „Philosophen“ und ein märchenhaftes Stelldichein von „Fuchs und Hase“.

Das Jahr 1934 gab Vocke die Möglichkeit, auf einer Schwedentournee die Maler der Mauern selbst kennen zu lernen; ungewollt haben dabei Hodlers kraftstrotzende, erd- und volkverbundene Schöpfungen den Süddeutschen mächtig beeindruckt. Klarheit der Linien und farbiger Gleichklang treten mit sparsam verwendeten Mitteln in den 1935 vollendeten Kasein-Tempera-Bildern der neuen Hindenburgkaserne zu Donaueschingen besonders hervor. Lasterend und halbbedeckend gemalt, kommen die Wände als tragendes Element in diesen vollhaften Malereien immer wieder zur Geltung. Hier dient das Monumentalbild, durch seine vornehme Zurückhaltung, streng seiner eigentlichen Aufgabe: Raum, Wand-Bild vereinen sich zur harmonischen Ganzheit. In schlichten pastellhaften Tönen, rotbraun, silbergrau, sahlgelb und betonter Kontur, sind die Mannschafte- und Unteroffiziersporträts mit unzeren vollständigsten Wiederthemen ausgemalt. In zwangloser Folge schildern 9 großgeschauerte Figurenaltbilder, auf elfenbeinfarbigem Verpus, unvergeßbare Friedens- und Kriegsepochen. „Wenn die Soldaten“, „D Straßburg“, „Argonnerwald“ und „Stech ich in finsterner Mitternacht“, sowie das Lied vom „Hohenzollern“, beleben den hellen Mannschaftsraum; „Wohlauf Kameraden“, „Fredericus Rex“, „Drei Ailen“ und „Im Feldquartier“ verschönen maßvoll den Unteroffiziersraum. Unseren alten Soldatenliedern wurde hier, wo sie immer wieder erklingen werden, in würdiger Form von dem Frontkämpfer und Künstler Vocke ein bildkünstlerisches Monument gesetzt.

Das letzte im Entstehen begriffene Werk gilt dem Vorraum zum Hörsaal der Heidelberger chirurgischen Universitätsklinik Die Cartons zu den Motiven „Die Heilkräfte der Sonne, des Wassers, der Luft und der Pflanzen“ bezeugen in großen Altgruppen den heilen Aufstieg von Vockes Werdegang. Viele Studien, Entwürfe und Kompositionen gingen dieser figurenreichen Arbeit bis zur endgültigen Bildschöpfung voraus. Rhythmisches besetzte Menschengruppen aller Lebensalter veranschaulichen dabei die lebensspendenden Kräfte der Kreatur. So dient das neueste Werk Vockes dem Führer großer Idee, der Gefundung und Heinerreichung unseres Volkstums, und damit hat der hoffnungsvolle Wandmaler erreicht, was wir eingangs gefordert haben, was Adolf Hitler vom Künstler des Dritten Reiches erwartet: „Eine Kunst, deren höchster Inhalt und letztes Kriterium wieder rassistisch starke Menschen sind, als Träger einer sinnlich gefunden heroischen Weltanschauung“.

Fritz Willendorf



Breisgauerin  
Aufnahme: Garbow, Karlsruhe.

# Das rettende Wunder

Erzählung von Karl Burkert

Es ist im zwielftenden Abend, im Mittsommer, als die junge, hübsche Bäuerin, die Sense schwingend, auf ihrer Wiese steht. Einen Karren voll Gras will sie noch heimtun, bevor es gar zunachtet. Sie ist munter und fröhlich, während sie den blühenden Stroh fort und fort in die tauglichen Kräuter hineinrauschen läßt. Sie macht sich schöne Gedanken. Sie denkt, daß sie übers Jahr um diese Zeit ein Kind haben wird. Und sie freut sich ihrer vollen weichen Hüften.

Aber wie sie nun wieder, die Sense zu schärfen, den Wehlein aus dem Kumpf ziehen will, hält sie plötzlich inne. Sie horcht. Sie hat da etwas vernommen, wovon sie nicht sogleich sagen kann, was es ist. Ihr war doch, wie wenn sie in ziemlicher Nähe einen Menschen hätte klopfen hören. Sie schaut scharf in die Richtung, von wo nach ihrem Dafürhalten der Laut gekommen, aber einen Menschen, wie sie glaubte, kann sie dann doch nicht entdecken.

Wäre es um eine Stunde früher und somit noch der klare Tag gewesen, hätte sie jetzt sicher den Kopf verschüttelt, hätte sie vielleicht an ein Ungewöhnliches gedacht und sich wohl gar geängstigt. Aber jetzt, es ist nun Abend, die Nebel beginnen allbereits zu spinnen, und schon auf hundert Schritte kann man dies und jenes nicht mehr so ganz genau unterscheiden. Da meint denn die Bäuerin, sie müßte einmal hinüber zu den Weiden gehen, die dort am Bachgrund wachsen, denn von dort her kam fraglos die Stimme, die sich auch jetzt wieder hören läßt.

Sie legt also die Sense beiseite, schreitet quer über die Wiese und sodann ein Stück aufwärts, ein Stück abwärts den Bach entlang. Sie späht ins Schilf, biegt den Kopf hinter jeden Baum, lugt auch in manchen Wipfel empor — was sie zu finden glaubte, zeigt sich nicht. Schon will sie wieder zu ihrer Arbeit zurück, da hört sie aufs neue die Stimme. Und diesmal ist sie ganz nah. Ein Klagen ist's wie von einem alten Weibe. Und da — aus der hohlen Weide scheint es zu kommen.

„Ist hier wer in Not?“ fragt die Bäuerin. Halb fragt sie in die Luft, und halb fragt sie den Baum an. Sie wundert sich selber, daß sie so tut.

„Ja, Bäuerin, hier ist wohl wer in Not!“ kommt darauf weinend die Antwort.

Die Bäuerin hebt die Augen über sich, gewahrt ein Hohl in der alten, trummern Weide und nun weiß sie, wovon sie ist. Sie fragt: „So bist du also solch ein Holzweib?“ — wie sie — wie sie ihre Laufung in den Wäldern haben?“ Und sie fragt: „Sag' an, warum hast du mich gerufen, Haadise?“

Die Stimme sagt: „Der Bauer, dein Bauer will die Weide schlagen. Hörst du, meine Weide! — Gestern hat er's mit dem Auech auf dem Fleck hier abgeredet.“

„So, die Weide!“ sagt die Bäuerin. Sie sagt es etwas betreten. Sie neigt den Blick ins Gras und ihre Gedanken fluten plötzlich in eine graue Sage: Die Hagdifen! Immer wieder einmal ist von ihnen die Rede. Was ist's nur mit ihnen? Wer darf von sich sagen, er hätte ihrer eine von Aug' gesehen? Gleichviel, es muß etwas dran sein. Im hohlen Baum sollen sie wohnen. Des Baumes Leben, sei ihr Leben, will man wissen, stirbt er ab, so sterben sie auch. Ja, so ist's!

Eine kleine Weile ist eine Stille, dann klagt es wieder aus dem Baum: „Du verfluchst, Bäuerin? Du verfluchst?“

„Kummere dich nicht“, antwortet das Weib, „es soll dir nichts geschehen, nein. Noch diesen Abend will ich's mein'm Bauern beibringen. An die Weide kommt mir so bald kein Weib.“

Im hohlen Leib des Baumes hört sich ein Murmeln. Selbstsame Worte, die kein Mensch begreifen kann. Die Bäuerin lauscht. Sie fühlt, wie es ihren blühenden Leib wie selbige Schauer überrennt. „Sie spricht einen Segen aber dich!“ kommt es ihr.

„Weißt du dir einen Wunsch?“ fragt jetzt die Hagdife. Wunsch — „Einen gesunden Hoderben mücht ich meinen Vater besinnen das Weib.“

„Er soll ihn haben. — Und sonst?“

Die Bäuerin schweigt. Glückswangen steht sie da, weiß sich nichts mehr zu wünschen. Ihre schwere Haartone, getroffen vom Widerschein einer roglotenden, tiefhängenden Abendwolke, stutet um sie wie lauter Gold.

„Bäuerin“, kommt es noch einmal aus der Tiefe des geheimnisvollen Baumes, „Bäuerin, laß dir noch eins sagen: Schau, du wirst nach Zeiten in eine Not fallen, eine harte Not. Nicht Sonne, nicht Mond, nicht Wasser, nicht Feuer, nicht Wind, nicht Mann wird dir helfen wollen. Einzig ein kleines Wort wird dich retten können. Hör' an! Heilrun, heißt es. Heilrun! — Jetzt geh!“

Einen Sidhlag lang schwingt der Klang des sonderbar fremden Wortes der Bäuerin in den Ohren. Einen Augenblick versuchen ihre Lippen ihn zu formen. Dann steht sie plötzlich drüben über dem Waldberg ein fernes Wetter zuden. Ein leiser Donner murrt in das Abend-schweigen. Da läutet sie flugs über die Wiese zu ihrem Grasfarrn hin, damit sie noch heimkäme bei guter Zeit.

Als sie sich andern Tags auf das Wort besinnen will, das ihr die Hagdife gestern — ? Schau, da ist es weg, dies Wort. Sie hatte es reinweg vergessen.

Und Jahre verstreichen, viele Jahre. Auf dem Schildhof ist es derweilen nicht viel anders hergegangen als auf manchen Höfen des Landes: Pflügen, säen, Gras mähen, Korn schneiden. Manchmal ein Tanz, manchmal ein Erntediebstahl, Paare gibt man zusammen und Kinder kommen zur Welt. Und hin und wieder legt einer die großen, hartgegriffenen Bauernhände aufammen, ist weg und tut nicht mehr mit.

Beim Schildhöfer hat es damals einen Erben gegeben, ja! so, wie's die Hagdife prophezeit hatte. Wie die Kaiserlichen und die Schweden im besten Raufen sind, ist der Hofsohn ein starker Bursch, ein mutiger dazu. Und als dann der böse Landkrieg weiter und weiter greift, zerschneidet das Recht nicht, zuletzt alle Gnade und Barmherzigkeit und sich der Bauer auf seine Faust besinnen muß, will er sich die Haut nicht über die Ohren streifen lassen, da ist der Vettel mit seiner Augelbüchse allimmer auf beim Zeug. Mit andern Bauern und Burschen hat er sich zu einer heimlichen Notwehr zusammengesetzt, bei Tag und Nacht liegen sie mit hellen, scharfem Aug' in

den Wäldern und Hohlwegen ums Dorf herum, und wo ihnen eine Rotte von dielem gottlosen, verdammlichen Fußvolk oder gar eine Handvoll freifende Reiter in die Quere kommt, denen geht es schlecht. Eine ganze Menge von diesem heillosen Gesindel haben sie bereits aufammen-geschossen und erschlagen. Eilig verscharrt man die Toten irgendwo und nicht viel anders verfährt man dabei, als wenn man im Spätherbst die Stedrüben in die Brackäder einwintert. Und wenn der letzte bunte Lappen unter der Erde ist, dann spricht man befriedigt: So die wären denn wieder verlorzt!

Das geht eine Zeit ganz gut, man weiß zu schweigen, kein Wort mehr denn nötig wird über diese Sachen geredet. Aber weil man bis da immer Glück gehabt hat, wird mancher allendlich läch. Vorab die Jungferle trauen sich etwelches zu, was besser unterbliebe. Gar der Vettel läßt mitunter die Färscht strällig fahren.

Da hat nun der Schwed' wieder einmal das Heft in die Hand bekommen, sursagert — ein Regiment zum wenigsten — in der Gegend umher, und mit solch einem Gewaltshausen, fagen die Alten, Verständigen, müchte man sich denn doch nicht einlassen. Man schafft also das Gewaffen hübsch beiseite, schickt die Mädchen, die jungen Weiber in den Busch, geht seinem Bauernwerk nach und jetzt so viel als möglich ein friedfertiges Gesicht auf, auch wenn man am liebsten Feuer und Schwefel spuden wollt.

Aber nun der Vettel — demselben sitzt halt der Teufel im Blut. Seit die Kroaten das Mädchen, das er zur Frau gewollt, verunehrt und bei Nacht und Nebel danongeschleppt haben, trägt er zu allem was kriegswoll heißt, einen unausstehbaren Haß. Wie treu er's auch der Mutter verpöndet, daß er einwilligen an die Wälder nicht mehr denken will — eines Tages Holt er sie heim-

lich aus dem hohlen Baum hervor und mit ein paar verwegenen Dorfublen legt er sich auf die Bauer.

Richtig, es steht nicht lange an und ein, zwei, drei Dragoner, Schweden natürlich, klappen daher, ein Trompeter darunter, und die nehmen sie aufs Korn. Sie lassen es knallen und der hüben, der drüben wirft die Arme in die Luft. Wie Holscheiter schlagen sie von den Säulen. Der in der Mitte, der Trompeter, ist aber nicht dabei, sitzt noch fest. Der reißt jetzt blütrausch den Gaul herum und bevor man die Büchsen wieder fertig machen kann, ist er auf und davon.

„Doll's der Teufel!“ knirscht der Vettel. „Ich mein' schier, jetzt haben wir was angerichtet.“ Und er sagt: „Wenn das bloß auf hinausgeht!“

Und alle drei machen sie dumme Gesichter.

Ein paar Augenblicke noch spähen sie nach der Straße hinüber, nach den letzten Säulen und es tut ihnen leid, daß sie die nun laufen lassen sollen. Aber dann besinnen sie sich eines Bessern. Wie der Wind geht mit ihnen den Waldhang hinunter und auf der drüberen Seite müssen sie wieder hinauf. Denn erst, wenn sie den Steingraben hinter sich haben, ist es für dasmal gewonnen.

Mit einem Male stößt ihnen das Blut im Herzen; denn mit einem Male ist der ganze weite Wald, und was um den Wald herum ist, voller Aufruhr und Geiß. Faustrohre werden gelöst, Flische gelassen, abgelesene Reiter brechen ins Gebüsch und wie die Hölle schreit eine Trompete.

„Nun gnad' uns der liebe Himmel!“ höst es aus dem jüngsten von den Buben. Es ist der Melchior, der den andern beiden um ein Stück Wegs voraus ist. Aber da hört er hinter sich einen Schuß schallen und wie er den Kopf herumwirft, sieht er eben den Urban zusammenbrechen. Und weiter sieht er, wie ein paar Dragoner den

Vettel anspringen und mit wildem Gelächter zu Boden reißten.

Wie durch ein Wunder, von keinem gesehen, entkommt der Melchior. Wie ein gehetzter Hirsch, mehr tot als lebendig, gewinnt er das Dorf. Mit seinem letzten Atem plärrt er in einen Hof hinein. „Schildhöferin“, plärrt er, „den Vettel haben's erwischt!“

„Wer?“ schreit die Bäuerin.

„Die Schweden halt!“ leucht der Melchior und schlägt gestreckterlängs hin aufs Gesicht.

„Wo denn, mein Gott?“

„Drauß' im Steingraben!“

„Alle Himmel!“ schreit die Bäuerin. Und da fliegt sie auch schon aus dem Hofort, fliegt hinaus nach dem Steingraben. Wie es das Unglück schon will: der Bauer ist gar nicht um den Weg, ist überland.

Aber der Drist Steenbod ist fast noch geschwinder als die Schildhöferin, und wie sie einen Büchsenfuß weit übers Dorf hinauskommt, bis dort, wo am Kreuzweg der alte Hoderbock emporwächst, da steht er schon da mit seinem Regiment, da hat das Feldgericht bereits das Urteil geschöpft, hängt ein Hanfstrick von einem Ast hernieder und ein jedes Baumblatt schauert über dem Bubea seinem hellen Schopf.

„Heiliges Leben, was soll das heißen!“ So gestt auf einmal die jäde Rot aus der Bäuerin. Ein paar Dragoner stößt sie beiseite und da steht sie nun vor dem Steenbod und seinen Offizieren. Mit todesfrohnen und doch fähmüthigen Augen kommt sie dem Drist an: „Was habt Ihr vor, Herr, mit meinem Buben? — Mein Vettel, das 'Vest', was ich hab'! — Ich leid's nicht, daß ihm was geschieht!“

Sie meint wohl, Mut sei hier besser als Verzweiflung.

„Weißt'scher' dich und schmeig!“ herrscht sie der dem Drist zunächst stehende Rittmeister an. „Dein Bub ist vorwichtig gewesen. Verstanden? Aus dem Busch heraus hat er uns einen braven Reiter erschossen. — Das Urteil ist ihm gesprochen.“

„Urteil!“ fährt ihn die Schildhöferin an. „Urteil? Ihr habt gut fagen. Wißt Ihr's, was wir gemeinigen Leut' die Zeit her haben leiden müssen? Seid Ihr dabei gewesen, wie der Kramat bei uns gehaut hat? — Wißt Ihr's, was sie gemacht haben mit dem Vettel seiner Frau? — Vettel, sag's du nur den Herren Offizieren da! Die Herren sollen's nur hören!“

Der Vettel steht da mit geklafften Händen, schaut fest, fast trotzig drein. So, als wollt' er sagen: „Da, g'ht nur, ihr Pödelvögel! Ich bin der junge Schildhöfer. Und ich mach' mir nichts drauß'!“

„Was der Kroat verbrochen hat“, sagt der Rittmeister, „das geht uns hier nichts an. Das mag der römische Kaiser auf seine Kappe nehmen. — Wir sind Schweden!“

Raj und kalt streift sein Blick das arme verführte Weib.

„Und ich bin seine Mutter!“ jammert die Schildhöferin. „Glaubt Ihr, ich hab' meinen Vettel zur Welt gebracht, daß ihr ihn — ? — Oh, Gott, nein. Fleisch von meinem Fleisch laß ich nit würgen vom Hensers-knecht!“

Der Drist runzelt finster die Brauen. „Geh, laß das!“ spricht er. „Müßt dir nichts mehr. Das Feldgericht hat befunden. Mit diesem Burschen ist's Amen!“

Unauffällig ein Wink seiner Hand nach dem Baum hinüber.

Ein kurzer Trommelwirbel kracht. Das Geheiß, daß die Exekution beginnen soll. Ein halbes Duzend Kerle werden lebendig. Einer rollt ein leeres Marktenderfaß herbei, ein anderer macht die Schlinge zurecht, zwei weitere nehmen den Vettel in die Mitte, führen ihn nach dem Baum.

Einen zuckenden W'ick wirft die Bäuerin nach dem Buben und jähebemüht des nahen Urtheils schaudert ihr das Haar empor. Ihre Augen öffnen sich weit, schreiend weit: „Gnade!“ aellt sie. „Gnade, Herr Drist!“

Und sie wirft sich ins Gras, vor seine hohen Reiterstiefel, wie eine Nilpe zitternd, auf einmal ein zerbrochenes Geschöpf. Ihr Gesicht ist fast vor Entsetzen. Ganz verwirrt vor Angst und Schreck ringt sie die Hände. Sie wehklagt, sie winzelt. Sie betet. Immer dringender, immer erbotener betet sie, als könnte sie damit das Schicksal weiterrufen. Alle heiligen Namen, die sie weiß, ruft sie zu Hilf. Die Sinne wirbeln ihr durcheinander. Ein helper Sprudel leidenschaftlicher Worte geht über ihre entfarbten Lippen.

Der Steenbod überfängt gestrenge Auges ihr elendes Gesicht, ihr feuchtes, zerrittenes Haar. „Stieg' auf, Weib!“ ruft er. „Berechtfertigt muß sein auf der Welt!“

Drüben der Vettel hat bereits seine letzte Sache mit dem Feldprobst abgemacht, wird gleich den Fuß auf das Raß setzen, und der Trommler, sein Geheiß erwartend, blickt starr auf den Probst. Eine halbe Minute allerhöchstens noch, dann ist's um den Buben geschehen.

Die Schildhöferin wird plötzlich still. Der Sprudel auf ihrem Mund, dieser wilde, sinnlose Sprudel ist verfliegt. Aber innen, tief innen, sie weiß selbst nicht wo, auch jetzt ein fernes Geheiß empor. Es überfällt sie eine Erinnerung. Jetzt geht sie, wie ich jung war — und eine alte Weide, eine rote Wolke geht ich denk' sie. Und da schwirrt ihr mit eins ein seltsames Wort, ein Wort, das längst in ihr verschollen war, wieder auf die Lippen. Und sie weiß nicht, woher es ihr sprang.

„Heilrun!“ spricht sie wie im Schlaf vor sich hin. Ihre Augen sind dabei geschlossen. Sie spricht wie aus einem Traum heraus.

Der Drist hört, fährt leicht zusammen und haunt. „Heilrun!“ klingt ein Echo, ein leises in seiner Seele. Ganz sich duftet über ihn die Luft. Er spürt ein seltsames Heratloffen unter dem geklammerten Koller. Heilrun — so heißt sein Kind, das ihm seine junge, schöne Frau finast geachtet hat. — Aber, kommt ihm der Gedanke, was hat nun dies arme, gequälte Weib hier mit meinem Kind zu schaffen!

Ein wenig neigt er sich zu ihr, fragt mit dunkler, gedämpfter Stimme: „Heilrun? Was ich verstanden. — Sag' an, was soll es mit diesem Namen?“ Ihn ist eine Kunde löst sich von seinem Herzen. Seine Blide füllen sich mit weichen Bildern.

Das Weib schaut zu ihm empor mit feuchten, blauen Augen. Ein Wundern geht traumähnlich über ihr totweiches Gesicht. Daß ich's Euch denn nicht erzählt, das mit der Hagdife? So steht es in ihren Wälden zu lesen. Aber nein, sie sagt davon nichts. Nur: „Der Vettel!“ wimmert sie. „Der Vettel!“

Da wirft der Steenbod nach den Kopf hoch. Er steigt sich hoch in den Schultern. Ein Gefühl, ein Entschluß gewinnt Gewalt über ihn. Er weiß selbst nicht, woher es kam. — Der Delinquent dort? Ja, er lebt noch!

„Profos“, klingt scharf wie ein Degen des Dristen Stimme, „ich will diesmal Gnade für Recht sehen. — Es ist genug. Laßt ihn laufen, den Edelm!“

Und eine Viertelstunde später reitet das schwedische Regiment.

# Das Wunder der Einfalt

Eine Anekdote von Wilhelm Schüfer

Als die Russen nach Bernburg kamen, dort einen Masttag zu halten, war dies ein Sonntag, und manche von ihnen, wie sie die Kirchgänger sahen, machten sich sauber, auch nach den Gloden zu gehen. So sah der Hofprediger Krummader, als er die Kanzel bestieg, die Hofkirche, statt sonst seit dem Krieg nur mit Frauen, Kindern und Greisen, mit bärtigen Männern gefüllt, von denen kaum einer Deutsch kannte, und die überdies eine andere Kirche gemüht waren als die lutherische Einfachheit, darin sie nun saßen und standen, auch ihren Sonntag zu haben.

Die bärtigen Männer hatten dem brausenden Klang der Orgel gelauscht und zum Kirchengesang nur mit dem Mund stumm dagesessen; ihre Augen aber hatten sich groß aufgemacht in die Ferne, wo sie selber zu singen gewohnt waren. Und weil die Töne zwar in den Noton und die Worte zwar in den Buchstaben angepöflet sind, aber das Wunder des Gesanges ist über den Worten und Tönen, wie der Himmel über der Erde; weil der Himmel wohl mit Worten gefagt werden kann, aber die Augen schauen hinein und brauchen das Wort nicht, die Seele mit Klang und Größe zu füllen; weil Klang und Größe wohl in ein Menschenherz fallen, wie der Wind nicht dem Schreden und das Sonnenlicht nicht der Blume gehört, die ihren Kelch zu ihm wendet; weil die Gottheit nur dessen bedarf, was ihr in Gläubigkeit zugewandt ist: so hatten die bärtigen Männer in Bernburg schon ihren Sonntag gehabt, als der Orgelklang und Gesang schwieg.

Wie nun aus seinem Gehäufte der Prediger kam, die Treppe hinauf auf die Kanzel zu steigen, wie er in seinem schwarzen Gewand oben allein in dem braunen Holz stand, wie seine Stimme zu sprechen begann in dem leer hallenden Raum, der eben noch von den brausenden Klängen erfüllt war: da haunten die russischen Krieger zuerst seine Tollfährigkeit an, mit Worten allein die heilende Orgel und den starken Buchstabenklang, ängstlich am Wort zu leben, und kein Deutler, hilflosig daran zu klügeln. Er mußte, und in der Höhe am Morgen Windes, im Sternklang und in der Höhe am Morgen namenlos ist und daß ein Sinnbild, eine Parabel ihm eher begreiflich zu machen vermöchte, als ein Wort der klugen Vernunft. Als darum die fragenden Augen der fremden Männer an seinem Mund hingen, und Krummader fühlte, er hatte nicht einmal Sinnbilder für sie, weil jedes Wort, das er sagte, den lauschenden Ohren fremder war als Holz und Stein ihren Augen: überfiel den frommen Mann seine Ohnmacht, an ihre Herzen zu rühren, so arg, daß er mit seiner Predigt verzagte.

Er hatte sich aber den Text gewählt, wie Jesus den Jüngling zu Nain durch sein Wort von den Toten erweckte. Und weil der Krieg, der die fremden Uniformen der Russen in seine Kirche gebracht hatte, über den Frauen, Kindern und Greisen grauamer war mit seiner Sorge und Not, so daß sie des Trostes mehr als jene der Tröstung bedurften, auch weil ihm zu predigen sonst eine Lust war, nicht anders, als einem Springbrunnen sein Strahl eine Lust ist: so trat er trotzdem mit Tapferkeit ein in seine Predigt und dachte gläubig, daß auch der Springbrunnen seinen Tropfen ins Licht zu werfen vermöchte, der nicht mit Tau und gütigem Regen der Erdentiefe vom Himmel gesenkt wäre.

Er sprach, das Wunder zu Nain begrifflich zu machen, vom Wunder des Lebens das nie und nirgend totstünde, es sei denn Totenerweckung, und daß der Tod selber auch nur ein Teil des ewigen Lebens, gleichsam der Schlaf sei, aus dem sich das Dasein neu und gefärkt am Morgen erhebe. Er sagte das vornehmlich für die Frauen, denen der Krieg die Männer fortgerafft hatte, und niemand wußte: lebten sie noch? und kamen sie wieder? Und weil er wohl fühlte, daß solche Worte allein

den Vangen kein Trost wären, sprach er noch von der Wirklichkeit und dem künftigen Umkreis der Sinne: Ist denn nur das in der Welt, das wir sehen und hören? fragte er laut in die Leere. Wie könnten sonst diese Männer aus Russland in unserer Kirche dasitzen und doch ihrer Heimat gewiß sein?

Darüber gefasch es dem Hofprediger Krummader, der ein getreuer Christ und waderer Prediger war, daß eine Erleuchtung ihm die Gedanken verwirrte: Er sah die Witwe zu Nain daliegen auf ihren Knien, wie sie die Hände ausstreckte nach dem Erlöser. Aber ihr stehendes Herz wollte nicht Worte der Tröstung von ihm, sondern den einzigen Trost, daß ihr Kind lebte: und der Herr gab ihr, was sie verlangte, so daß sie den Jüngling aufstehen sah vor ihren Sinnen.

Da sah er, daß seine Tröstung kein Trost war: Sie hören mir zu, weil ihre Sorge bloß das Bittersalz ist ihrer gläubigen Hoffnung. Sätzen sie ihre Männer daliegen, tot auf der Bahre, wie die Witwe zu Nain ihren Sohn liegen sah: sie würden hodern mit meinen Worten, wie die Witwe mit Jesus gehodert hätte, wenn er die Tat nicht vermöchte. Ihre eigene Gläubigkeit ist es, die meine Worte gleichwohl zum Trost macht. Schwiege ich, sie würden genau so gewiß sein!

Indessen ihm seine Rede noch weiter ging, als läße sie nicht die Leere vor ihren Jüngern, verzagte der Hofprediger Krummader zum andernmal an der Ohnmacht seiner Worte. Die einen brauchen mich nicht, und den andern bin ich nur ein Geräusch in der Leere! klagte sein Herz und sah die fragenden Augen der Frauen, Kinder und Greise nicht anders auf sich gerichtet, als die der bärtigen Männer: Alle Kelche der gläubig geöffneten Seelen sind dem Sonnenlicht zugewandt; nur meine Worte sind das Sonnenlicht nicht!

So sehr war ihm die Lust an dem Springbrunnen seiner Predigt vergangen, daß der dünne Strahl seiner Stimme zerbrach. Je schwerer ihm seine Zunge wurde, die stürzenden Worte zu raffen, um so hiesiger begann er auf seiner Kanzel, mit beiden Händen danach zu greifen, so daß er den fragenden Augen zuletzt nur noch ein schlechter Schaulpieler war, der seine Rolle verpas. Doch als der Hofprediger Krummader schon meinte, beschämt aufhören zu müssen mit seiner Predigt, hörte er hinter sich Schritte, als käme jemand die Treppe herauf; und als er sich tief erschrocken umwandte, hatte sich einer der russischen Männer den Weg zur Kanzel gesucht und stand da mit treulichen Blicken.

Ni. Kamerad! sagte er lächelnd mit allen Falten seines Gesichtes und admete mit täppischen Händen seinen Beweigungen nach, wie er nach Worten griff in die Leere. Und wies mit dem Finger über die fragenden Augen der Frauen, Kinder und Greise, auch seiner Kameraden hinweg nach der Orgel: Do, do! sagte er einfüllig und hatte nichts Böses im Sinn, daß er so arg den Gottesdienst löste.

Dem Hofprediger Krummader war es nicht anders, als wäre ein Engel ihm da zu Hilfe gekommen; und ob es ein bärtiger Russe in seiner Uniform war: er spürte das Wunder der Einfalt und wie es in seine zerbrochenen Worte die Tat brachte. Und kaum anders als die Witwe zu Nain dem Erlöser, sank er dem Helfer in dankbarer Gläubigkeit zu.

Wir singen Lobet den Herren! sagte er klar in die Kirche hinein; und mit dem Zeigefinger des Russen nidte er glücklich hinauf zur Bühne, wo er die Augen des Organisten kaum noch fragend auf sich gerichtet sah. Und als der Strahl der Orgel aufsprang, härter als je eine Stimme, als der Gesang der Frauen, Kinder und Greise sich gläubig in seinen schäumenden Fall mischte, sang der Hofprediger Krummader mit auf der Kanzel, dankbar der Gnade, die mit Tau und gütigem Regen der Erdentiefe vom Himmel gesenkt war.

# Die Neugestaltung der Großstadt

Von Stadtoberbauführer Dr.-Ing. D o m m e r - Karlsruhe

## Das Problem Großstadt

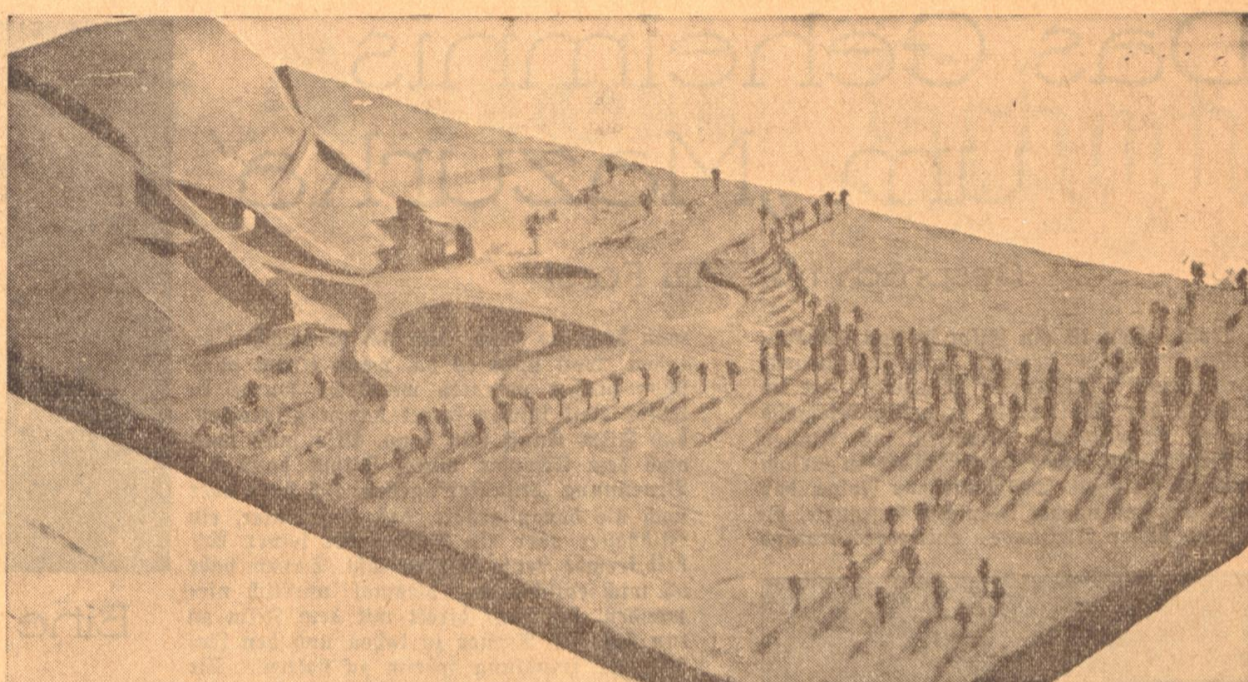
Es wäre unnatürlich, wenn die geistige Bewegung des Nationalsozialismus nicht auch das Problem „Großstadt“ von einer neuen Ebene aus betrachten und meistern wollte. Ist doch ohne Zweifel die Großstadt heutiger Gestalt und heutiger Inhalts eine der offensichtlichsten Geschwülbildungen am Volkskörper. Die inneren Ursachen dieser sozialen Krankheit liegen indessen nicht etwa in der Großstadt schlechthin, sondern in der kaum überwindenen, zerrissenen und dualistischen Weltanschauung, die der Großstadt von heute ihr Gepräge gab. Wenn, wie es bisweilen geschah, der Großstadt das Lebensrecht schlechthin abgesprochen wurde, so wurde dabei Ursache und Wirkung verwechselt. Gewiß, es ist nicht mehr denkbar, daß der gesamte Zuwachs der Bevöl-

der einheitliche Stil, die allgemein gültige Form mangelte, bringen naturgemäß auch die einzelnen Straßenzüge zum Ausdruck. Schlimmer sieht es aber in dem Innern der Baublöcke aus, in denen nicht etwa nur die unentbehrlichen gewerblichen Räume, sondern auch dicht gedrängt Wohnhintergebäude Platz fanden. Zur Beseitigung der hygienischen Mängel der älteren Stadtteile durch Umbau oder Auflockerung bedarf es gewaltiger jahrzehntelanger Anstrengungen. Auch wo die Bevölkerung der Großstädte nicht mehr wächst, werden sie infolge der Auflockerung im Innern für Ersatzbauten im Außengelände neuen Raum brauchen.

## Die Großstadt von morgen

Nach der Neuerteilung des Reiches werden eine Reihe von größeren Städten als Gaubauptstädte Kristallisations-

punkt für öffentliche Verwaltung, Partei, soziale und wirtschaftliche Gliederungen und Verbände sein. In Verbindung damit steht die kulturelle Bedeutung dieser, aber auch anderer Städte. Die ganz großen Kulturen sind übrigens nach den Lehren der Geschichte in der Regel an relativ große Städte, in denen sich politische und wirtschaftliche Macht vereinigte, gebunden gewesen (s. B. im Altertum Athen im Gegensatz zu Sparta, im Mittelalter die Deutschen Reichsstädte). Andere größere Städte werden auch nach der Verpflanzung großgewerblicher Produktionsstätten nach kleineren Gemeinwesen ihre organisatorische Leitung in Großstädten, wo sich An- und Verkaufsorte vereinigen, behalten. Diese Trennung ist heute infolge der Überwindung von Raum und Zeit durch die verschiedensten Nachrichten- und Verkehrsmittel erleichtert. Wiederum andere Großstädte werden ihr Werden besonderen Naturgegebenheiten oder bevorzugter Lage zum Verkehr, also Momenten, die sie auch in Zukunft zum natürlichen Standort von Industrie oder Handel bestimmen. Es kommt also darauf an, zu einer klaren Scheidung zwischen den Aufgaben der großen Stadt und den kleineren Gemeinwesen zu kommen. Die Großstadt der Zukunft wird dann in Absehung von dem Wahnsinn der Zahl ihren Stolz nicht mehr in der Quantität, sondern in der Beschränkung auf ihre eigentliche Zweckbestimmung suchen. Der Umbau der Großstadt ist nicht etwa nur die



Planansicht der vorgesehenen Reichsautobahnunterführung bei Rüppurr

linie des Barocks, der Städtegründerin der absolutistischen Zeit, insofern zum Vorbild zu nehmen, als die große Form zu suchen ist; indessen muß die Vergewaltigung der Natur bei Seite gelassen und dafür auch dem städtischen Bewohner das Erlebnis der Landschaft wieder näher gebracht werden.

## City und Vororte

Im Gegensatz zur Uferlosigkeit der Stadt von gestern sind dem verhältnismäßig hoch und eng gebauten Kern der Stadt von heute feste Grenzen zuzuweisen, die nicht ohne Not zu überschreiten sind. In ihnen ist das eigentliche städtische Leben, mit den Gebäuden für Verwaltung, Kultur, Geschäfte sowie den ausgesprochenen Mietwohngebäuden, eingeschlossen. Die Stadtzentrale im Zuge der großen Verkehrsstrahlen müssen sichtbar, eine Art ideeller Tore werden. So erhält der Schwerpunkt der großen Stadt wieder Charakter. Die Wohnvororte müssen wiederum in sich geschlossene Körper mit eigenen kleineren Mittelpunkten des Gemeinschaftslebens werden. Zwischen die Kernstadt und die Vororte legen sich Grünzüge für Erholung und Gartenbau. Das Großgewerbe erhält mehrere eigene Bezirke in mäßiger Entfernung von den Vororten. Kläffige und rasche Verkehrsbegehrtheit bringt die Außenbevölkerung an ihre Arbeitsplätze.

Groß sind die Aufgaben, um das Leben in der großen Stadt wieder zur Freude und zum Segen für alle werden zu lassen, sind sie aber erkannt, so werden sie auch gemeistert.

## Umgestaltung in Karlsruhe

Vor 10 Jahren erhielt Karlsruhe erstmals einen Generalbebauungsplan. Dies war eine Tat, deren Bedeu-

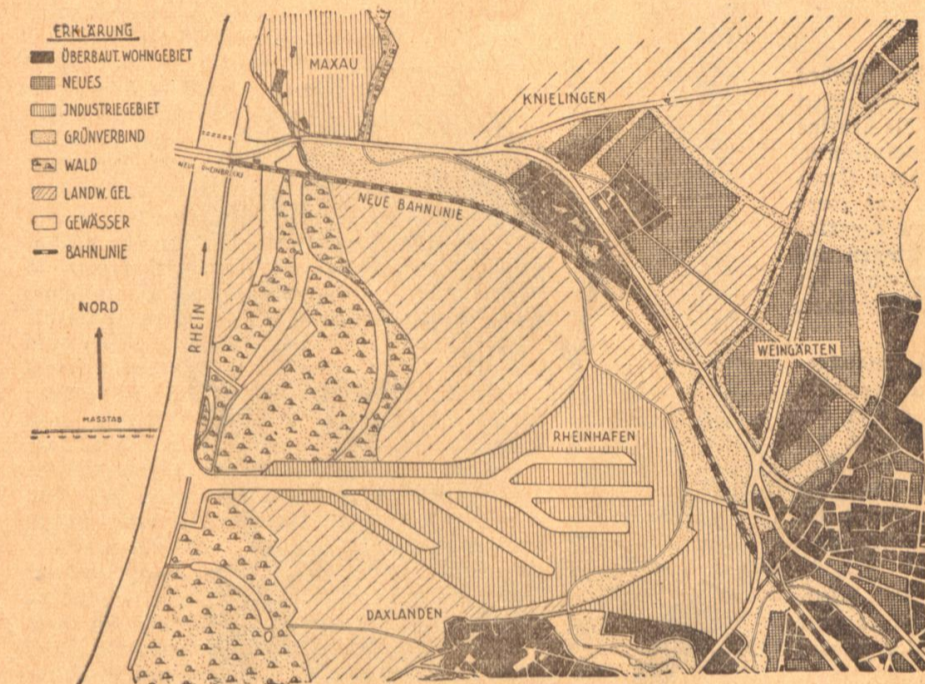
ten Verkehrsnetze. Für Karlsruhe sind heute 2 Anlagen bedeutungsvoll: Die Einführung der Reichsautobahn in die Stadt und die Verbindung mit der neuen Rheinbrücke. Die von Norden kommende Autobahn, die Rheintallinie, kreuzt zwischen Karlsruhe und Durlach die Robert-Wagner-Allee und biegt südlich in deren Ost-Westlinie nach Stuttgart um. Die Fortsetzung der Rheintallinie nach Baden-Baden wird in einem großen Bogen die Stadt südlich der Wohnvorstadt Rüppurr umgeben.

Die westliche Anfallstraße geht als Reichsstraße über den vor kurzem eingemeindeten Vorort Knielingen nach der Rheinbrücke Maxau. Mit dem Rheinbrückenbau wurde die Bahnlinie südlich von Knielingen verlegt, die bisherige für den Fernverkehr unzulängliche Reichsstraße, die eine lange enge Ortsdurchfahrt durch Knielingen hat, kann nunmehr in die alte Bahnlinie nach Maxau verlegt werden (siehe Abbildung).

## Wohnviertel und Siedlungen

Für die wohnliche Unterbringung sind — unbeschadet von Abweichungen im einzelnen — zwei Gebiete grundsätzlich zu unterscheiden: Der drei- bis vierstöckige Mietwohnungsbaubis zu 8 Wohnungen im Haus und der bis zu zweistöckige Eigenheimbau mit 1-2 Wohnungen. Für die erste Gruppe steht vornehmlich die Ausrandung der eigentlichen Stadt, begrenzt durch Hauptbahnhof, Alb, Stadtteil Mühlburg, Hardinwald und Dillstadt, zur Verfügung. Die Abrundung dieses Gebietes soll wieder zu einer geschlossenen Form, einem Gesicht der Kernstadt führen. Die Planung wird dafür sorgen, daß wenigstens den Bewohnern des südlichen Ausrandungsgebietes der Blick ins Gebirge dauernd freigeblieben wird. Zwischen den neuen Rand der eigentlichen Stadt und Wohnvororte legt sich, soweit möglich, ein unbebauter Gürtel für öffentliche Grünflächen und für gärtnerische Nutzung durch die Innenstadtbewohner. Die Vororte nehmen die Wohnsiedlungen in verschiedener Beiträglichkeit auf. Im Südwesten, in günstiger Lage zu dem karlsruher Industriegebiet, hat die Aneinanderreihung mit Hausgärten von etwa 600 bis 1000 Quadratmetern ihren natürlichen Standort. Das räumlich beschränkte, landschaftlich bevorzugte Siedlungsgebiet ist mehr für das Eigenheim (hierunter auch Genossenschaftshäuser) mit kleineren Hausgärten geeignet. Der alte Generalbebauungsplan, der Wirtschafts- und Verkehrsplan zugleich ist, wird zur Zeit überarbeitet. Wirtschaftsplan und Bauordnung bilden ein untrennbares Ganzes. Schon im Vorjahre wurde die städtische Bauordnung in Richtung der Verkehrsplanung geändert. Neue Dachhöhen- und Hinterhauswohnungen sind grundsätzlich verboten. Der von der Bebauung freizuhaltende Anteil der Baugrundstücke wurde vergrößert. Ein Hindernis für die Umgestaltung von Bauplan und Bauordnung bildete früher die Grundstücksparzellierung im Erweiterungsgebiet. Diese ist geistig überwinden. Die Neuordnung kann — unter verständ-

liger Schonung wirtschaftlicher Aufgaben — nunmehr das Wohl des Volksganzen vor alles andere setzen. Der neue Organismus der großen Stadt muß allen ihren Bewohnern ein Duell der Freude und des Segens sein.



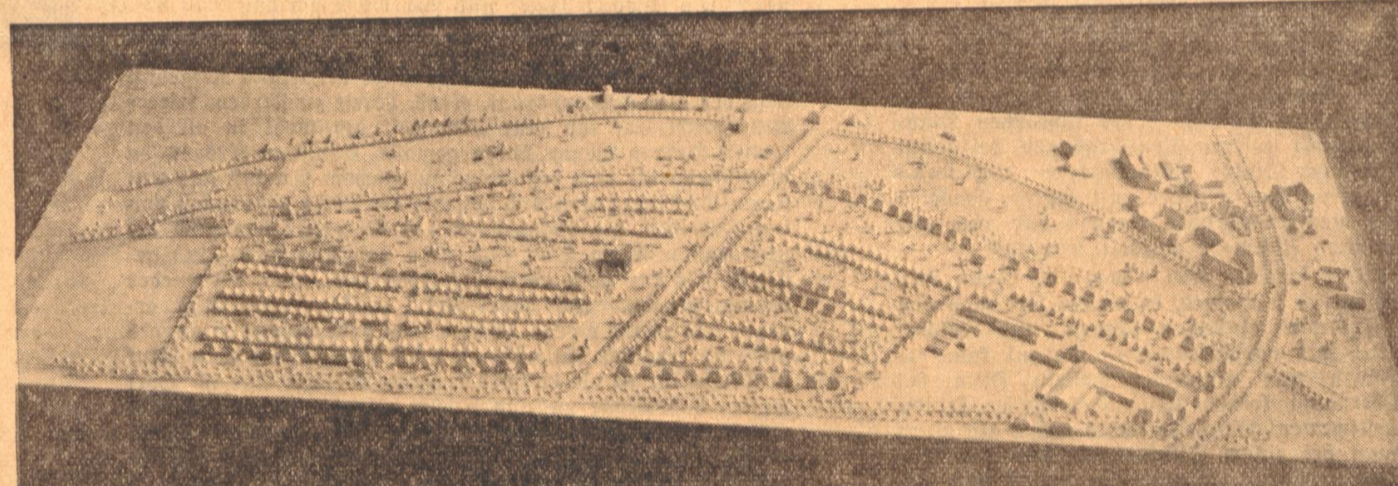
zung, die sich in Deutschland seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts verbreitet hat, in die Städte, vor allem die Großstädte, gedrängt wird. Die Aufgabe, die im nächsten Jahrzehnt zu bewältigen sind — im Durchschnitt 150 bis 200 000 jährlich — durch Industrieverlagerung und ländliche und halbländliche Siedlung gründe teils auf dem Lande oder in den kleineren Städten festhaft zu machen, wird ohnehin schwer genug sein. Ein Teil der Großstädte, vornehmlich kleinere, werden zwangsläufig noch zunehmen, andere werden aber stillstehen oder an Bevölkerung zurückgehen. In jedem Falle aber: Form und Inhalt der Großstädte müssen sich grundlegend, doch nur schrittweise, ändern. Denn so wie die nationalsozialistische Revolution sich ganz allgemein nicht in der Weise betätigt, daß sie alles, was ist, in Trümmer schlägt, um es erst dann neu aufzubauen, so wird auch die Umbildung oder auch Neubildung der großen Gemeinwesen sich nur organisch vollziehen.

Welches sind die Merkmale der unter der individualistischen Gesellschaft gewordenen Großstädte?

## Fehler von gestern

Im Mittelalter und noch darüber hinaus waren die Städte in sich abgeschlossene feste Klüfte; ihre äußere Umgrenzung bot ein Bild der inneren Gemeinschaft. Auch noch in der Barockzeit, ja bis in den Klassizismus hinein, bestand gefühlsmäßig das Bedürfnis, die Städte durch schmückende Tore und grüne Umwehungen zu begrenzen. Erst im 19. Jahrhundert wurde diese Auffassung verlassen. Mit der damals neuen Weltanschauung fielen auch die früher selbstverständlichen Bindungen der Städte. Nach allen Seiten schoben sich diese ufer- und formlos hinaus, überfluteten Dorfschaften um Dorfschaften, kannten überhaupt keine Selbstbestimmung mehr. Die Zerfallerscheinungen der jüngst vergangenen Epoche werden jetzt auch in den urchigen Umrandungen der großen Städte erkannt. Diese Zerrissenheit der Zeit, der

sonderen Naturgegebenheiten oder bevorzugter Lage zum Verkehr, also Momenten, die sie auch in Zukunft zum natürlichen Standort von Industrie oder Handel bestimmen. Es kommt also darauf an, zu einer klaren Scheidung zwischen den Aufgaben der großen Stadt und den kleineren Gemeinwesen zu kommen. Die Großstadt der Zukunft wird dann in Absehung von dem Wahnsinn der Zahl ihren Stolz nicht mehr in der Quantität, sondern in der Beschränkung auf ihre eigentliche Zweckbestimmung suchen. Der Umbau der Großstadt ist nicht etwa nur die



Kleinsiedlung: Weingärten zwischen Neureuter Landstraße (im Vordergrund) und ehemaliger Telegraphenstation — Hardtstraße (im Hintergrund)

technisch-wirtschaftliche Aufgabe der Auflockerung des Stadtkerns, vielmehr hat sich mit dem Inhalt auch das Gesicht zu ändern, es handelt sich also, um eine Aufgabe kultureller Art. Bei der Neugestaltung ist die große

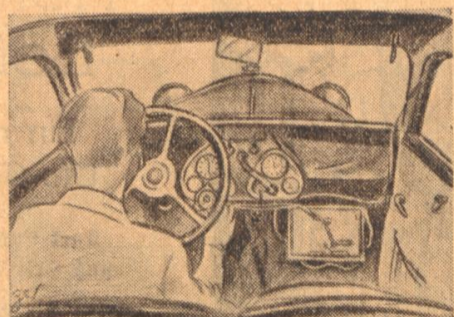
Umgestaltung nicht dadurch verkleinert wird, daß der Plan, aus der Zeit von damals geboren, nach der neu gewonnenen Weltanschauung zu überprüfen ist. Ein wichtiger Teil des Stadtkerns sind die gro-

# Wie wärs mit einem Autoempfänger

Der Auto-Empfänger war noch im vorigen Jahre ein Buch mit sieben Siegeln. „Ja freilich, das gibt es“, sagten die Leute, aber...? Und in diesem „Aber“ lagen alle Zweifel an der Berechtigung dieser neuen Anlagen. Zweifel an ihrer Leistungsfähigkeit. Doch heute? Ich schreibe voraus, daß in Amerika ungefähr 1,8 Millionen Wagen mit Rundfunkempfängern ausgerüstet sind. Diese Zahl ist fast 8 Prozent aller in den Vereinigten Staaten laufenden Fahrzeuge. Also muß dort wohl ein Bedarf vorhanden sein, und es muß auch Apparate geben, die zuverlässig und leistungsfähig sind. Die deutsche Rundfunkindustrie hat sich nicht dem Vorwurf ausgesetzt, daß die anderen mehr können. Nachdem Telefunken und Blaupunkt schon seit Jahren — in der Öffentlichkeit bekannt — auf diesem Gebiet arbeiten, haben jetzt außerdem Körting und Mendel Auto-Empfänger in Serienfertigung ausgestellt, und man hört, daß in wenigen Monaten Dora mit einer gleichen Anlage folgen wird.

Eine Voraussetzung für die Schaffung leistungsfähiger und sicherer Empfänger war das Vorhandensein besonderer Röhren, die erstens dem begrenzten Raumbedarf entsprachen, zweitens den beim Autofahren vorhandenen Erschütterungen standhielten und, auch einen geringen Strombedarf hatten. Das ist nun gelungen. Diese Röhren sind da und alle vier Anlagen sind damit ausgerüstet. Als Vier-Röhren-Superbet aufgebaut, ist die notwendige Empfindlichkeit und Trennschärfe vorhanden. Der Strom wird der Starterbatterie entnommen, ob sie 6 oder 12 Volt hat, spielt keine Rolle. Ein Zerkhacker oder Pendelumformer „erhöht“ diesen Gleichstrom in Wechselstrom und ein Umformer bringt ihn auf die für die Anodenstufe notwendige Spannung von 230

Volt. Diesen Grundaufbau haben alle vier Empfänger gemeinlich, aber im Einzelnen erkennt man doch verschiedene Wege. Bei Telefunken und Körting sind sowohl Mittel- als auch Langwellenbereich vorhanden, so daß man auch den Deutschland-Sender hören kann. Die beiden anderen haben darauf verzichtet, da durch die Um-



Die Bedienung des Autoempfängers durch den Fahrer muß ohne Ablenkung von der Straße erfolgen können.

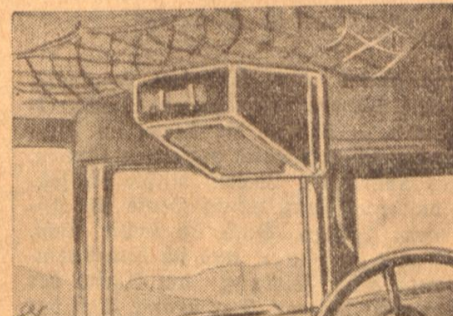
schaltung eine Störungsquelle entstehen kann. Telefunken, Körting und Blaupunkt haben die Bedienungsanlage vom Empfänger getrennt, sie kann an der Ventilsäule, am Instrumentenbrett oder im Wageninnern angebracht werden, so daß sie immer zur Hand ist. Beleuchtung ist ebenfalls vorgesehen. Ein Knopf dient zur Einstellung des Senders, der zweite zur Lautstärkeverstellung und ein dritter Knopf ist direkt am Gehäuse angebracht

und regelt die Klangfarbe, gleichzeitig kann man auch Störungen dämpfen. Der Lautsprecher ist mit dem eigentlichen Empfänger zu einer Einheit verbunden, um Platz zu sparen.

Bei Körting kann der Lautsprecher ausgeschaltet werden, wenn man einen fragbaren zweiten anspricht, der z. B. im abgetrennten Fahrgehirn ertönen soll, um den Fahrer nicht abzulenken, oder außerhalb des Wagens beim Picknick, Zeltlager usw. aufgestellt wird. Die Endleistung ist so stark, daß man auch mehrere Lautsprecher, also für Omnibusse mit Anhänger, anschließen kann. Telefunken hat die Anlage mit den neuen Röhren jetzt erst fertiggestellt, der bisherige ferienmäßig gebaute Apparat war noch mit den normalen Röhren ausgerüstet. Bestehend ist der geringe Raumbedarf. Beim Blaupunkt ist auf solide Ausführung besonderer Wert gelegt worden. Der Lautstärkeregel dient gleichzeitig als Schlüssel, damit die Anlage nicht unbeaufsichtigt in Betrieb gesetzt werden kann. Mendel schließlich hat die Bedienung am Empfänger selbst mit einer großen Fadometerkala, der Lautsprecher ist dagegen getrennt angeordnet.

Vom fertigen Empfänger bis zum einwandfreien Empfang ist ein weiter Weg, der durch sorgfältige Ueberlegung und Ausnutzung der Erfahrungen wesentlich verkürzt werden kann. Vor allem wäre es wünschenswert — von allen Seiten gedrängt, geht es bestimmt schneller —, daß sich die Automobilfabrikanten mit den Rundfunkfabriken zusammenschließen, um ersten Normalbauweise für die Anlagen festzulegen, damit man im Auto hierfür einen Platz vorziehen kann. Zweitens, was noch wichtiger ist, sollte bei Verlegung der Licht- und anderen Stromleitungen auf die Entfaltung der Licht- und anderen Konstruktion auf den Einbau einer Antenne Rücksicht genommen werden. Eine ferienmäßig eingebaute Antenne, was z. B. bei einigen Modellen der amerikanischen Industrie erfolgt, kostet nur einige Pfennige, der nachträgliche Einbau manchmal 30 bis 40 RM. Damit kommen

wir zum Einbau selbst und zu seinen Kosten. Als Grundregel sei angegeben, daß z. B. beim Kabriolett der Sonnenschutz der ganze Einbau, mit Entfaltung und Anlage der Antenne, ungefähr 70 bis 80 RM. kostet. Bei der Ganzstahlumfassung aber ungefähr das Doppelte, weil unter anderem wegen des Stahldaches die Antenne unter den Wagen verlegt werden muß. Damit sind ungefähr die Grenzen gezeichnet. Es kommt in harkem Maße auf die Fahrzeugumgebung an. Durch die zahlreicheren Versuche und die Erfahrungen der Auto-Empfängerfabriken gefügt, sieht man nicht vor unüberwindlichen Schwierigkeiten



Lautsprecher mit abgekehrter Vorderseite am Verdeck angebracht

ten. Man muß sich aber diese Erfahrungen zugute kommen lassen und nicht selbst alles erst erproben wollen. Geprüft darf nicht werden; je sorgfältiger die Nachsicht aller Störer, wie Lichtmaschine, Kerzen, Lichttafel, Nape, Scheibenwischer, Seilzüge, Scheinwerfer usw. durch Kondensatoren, Drosselwiderstände und in besonders schwierigen Fällen durch Schutzlampen und Schutzgitter ist, umso mehr Freude wird man am Empfang haben. Eduard Voigt.

# Das Geheimnis um „Mazurka“

Gespräch mit Willi Forst

Wohl selten ist ein Film so von Geheimnissen umgeben gewesen wie die neueste Produktion Willi Forsts „Mazurka“, die im Verleih der Tobis-Rota erscheint. Niemand durfte während der Arbeiten ins Atelier, nirgends war etwas vom Inhalt in Erfahrung zu bringen. Das hatte zur Folge, daß man hin und wieder Menschen begegnete, die infolge dieser Umstände entweder ironisch

man doch ins Kino, um sich überraschen zu lassen. Was nützt es da, wenn einem alles schon vorher verraten wird. Es wurde in letzter Zeit immer soviel davon gesprochen, daß Film Kunst sein kann. Also muß man auch dem Schöpfer eines Films dann die Benennung „Künstler“ geben. Ich habe aber noch nie davon gehört, daß ein Maler, ein Bildhauer oder ein Dichter bei seiner Arbeit fremde Leute zusehen läßt. Darum habe ich mich entschlossen, diesmal wirklich niemanden, der nicht direkt mit dem Film zu tun hat, ins Atelier zu lassen und den Inhalt der Handlung geheim zu halten. Sie sehen, daß es durchaus keine Geheimnisfrämerei oder Sensationshalschere ist, wenn ich mich bei meinen Arbeiten zu dem Film „Mazurka“ ganz hermetisch von aller Defektheit abgehe. Ich habe...

„Nach meinen beiden ersten Filmen, dem ganz oder gar auf Musik gestellten Schubert-Film und „Masterrade“, der Schilderung einer Zeit, die uns heute schon als längst vergangener erscheint und doch erst knapp dreißig Jahre zurückliegt, drängte es mich, endlich einmal nicht nur eine Zeit und ein Milieu zu bringen, sondern in dichtester Reihenfolge der Geschehnisse das Schicksal einiger Menschen ohne Rücksicht auf Zeit und Ort. Nachdem ich so ziemlich die gesamte in Frage kommende Literatur durchstöbert, alle Autorengedichte, zum Schluß sogar mein eigenes den Strapazen ausgesetzt hatte, um einen passenden Stoff zu finden, kam ich wieder einmal darauf, daß es ja doch noch keinem, auch dem größten Dichter nicht, gelungen ist, so absurde Fabeln als das Leben selbst zu finden. Ich jubelte daher und sprang zur Decke, als mir Hans Rameau nach wochenlangem Suchen endlich einen Stoff brachte: kein Buch — kein Theaterstück — und kein seitenlanges Exposé — nein, eine Zeitungsnotiz aus dem Jahre 1928 in 20 Zeilen! Damit war aber noch lange nicht das Buch zu meinem Film fertig. Für die nun gewählte Geschichte mußte erst eine Form der Erzählung gefunden werden, die sie aus ihrer Tageszeitung heraushebt und die sie uns in der heutigen Zeit als Besucher eines Filmtheaters interessant erscheinen läßt.“

„Wir arbeiteten gemeinsam in heftiger Zurückgezogenheit außerhalb Berlins, in einem sauberen kleinen Hotel am Wasser. Es war Winter, wir waren die einzigen Gäste, kein Mensch hörte uns; eher glaube ich, wir führten die Bemerkungen des ähnlischen Klagens mit unfernen Spaziergängen, bei denen wir laut Dialog deklamierten; und wenn zu nächstlicher Stunde mit letzter Empfindung die atemberaubenden Szenen von uns auf unfernen Zimmern gespielt wurden.“

„Sie fragen mich, was es denn nun eigentlich sein wird, in welcher Art man den Film wird einreichen können und welcher Stil mir vorschwebte? — Darauf kann ich Ihnen nur antworten: Mein Film hat überhaupt keinen Stil! Das heißt: keinen bestimmten! Ich habe nichts mehr, als wenn man bei einem Film zuerst den Stil festlegt und alles Folgende an Arbeit nun diesem Stil aufdrängt. Die schönsten Dinge, die wunderbaren Momente, die größten Wirkungen werden fortgelassen“, weil sie nicht in den Stil passen.“

„Bei meiner „Masterrade“ hörte ich so viele anerkennende Worte über den Stil, den ich darin gefunden hatte! — Ich gehe Ihnen, daß niemand darüber erstaunter war als ich selbst. Glauben Sie, daß ich bei meiner Arbeit jemals an einen Stil gedacht habe? Ich habe einen Film gemacht! Und weil mir das — ich glaube das heute schon sagen zu dürfen — gelungen ist, hatte er auch „einen“ Stil.“

„Und nun dieser Film „Mazurka“. Ich verriet Ihnen bereits, daß ich eine Geschichte verfilmte, deren Dichte der Handlung weder zeitlich noch ortegebunden ist. Ich versuchte wieder, jeder Situation, jeder Szene den Stil zu geben, den sie verlangt. Also — falls es mir gelungen ist, hat mein Film wirklich keinen bestimmten Stil, sondern alle bisher erprobten Wirkungen des Tonfilms wurden bei ihm angewendet. Die Schauspieler hatten schwer an ihren Szenen zu lernen. Doch glaube ich nicht, daß der Film, wie ein photographierter Abklatsch eines Theaterstückes wirkt. Trotzdem es kein musikalisches Film ist, hört die Musik fast nie auf, und obwohl darin gelungen wird, ist es doch keine Operette.“

„Damit sehen Sie auch gleich, daß mir nichts ferner liegt, als die Kinematographie neu zu entdecken, oder ein Experiment zu liefern, wie ein guter Film gemacht zu werden hat, etwas, was mir schon teilweise durch den Beobachter des Geheimnisses um meinen Film, teils wohlwollend gesannt, teils böhschaft abwartend, in die Schuhe geschoben wird.“

„Ich habe lediglich einen Film gemacht! Einen Film, der dem Film gibt, was des Filmes ist; mit Blut, mit Herz, mit Spannung, mit Schicksalen, die vielleicht erdichtet erschienen. Doch dafür habe ich eine gute Ansrede: sich beim lieben Gott zu beschweren, der uns Menschen eben manchmal Absonderliches erleben läßt.“



Albrecht Schoenhals und Ingeborg Theobald; eine Neuendekung Willi Forst's „Mazurka“, die Hauptrollen in Willi Forst's „Mazurka“, einem Epochenfilm der Tobis-Rota. Foto: Tobis-Rota.

lächelten und sagten: „Geschickter Reflektier!“ oder verärgert waren, daß man nun mit einem Male mit dem bisherigen Brauch der Ateliers besuche, in welcher Form immer, brechen wollte, und schimpften: „Dann waren also alle Filme vorher, bei denen Besuche zugelassen wurden, nicht mit demselben fünfteiligen Ernst und letzter Konzentriertheit gemacht worden.“

Forst's Zurückhaltung der Öffentlichkeit gegenüber ist durchaus zu verstehen, wenn man sich einmal ernstlich mit seinen Gedanken beschäftigt:

„Vor allem scheint es nötig zu sein“, so beginnt er unser Gespräch, „Aufklärung darüber zu geben, warum ich mich zur Geheimhaltung des Inhalts und der Arbeiten entschlossen habe. Vor einigen Jahren gab es den letzten Chaplin-Film „Lichter der Großstadt“, in dem sich unter anderem folgende Szene abspielte: Ein Denkmal wurde ent-



Pola Negri in „Mazurka“

hüllt und hinter der fallenden Leinwand präsentierte sich der eingeschlossene Landstreicher Chaplin. — Als ich die Szene im Film sah, von der ich mir hätte vorstellen können, daß alles brillant vor sich gehen, mußte ich feststellen, daß nur ganz wenig Leute im Zuschauerraum lachten. Auch ich lachte nicht. Das gab mir zu denken, und ich kam dahinter, warum diese Wirkung am Abend der Premiere nicht da war. Der größte Teil der Zuschauer, darunter auch ich, hatten diesen wunderbaren Gang schon vor der Premiere in mindestens zwanzig Zeitungen beschrieben bekommen; wir wußten also, was kommen wird. — Eine so geschäftige Propaganda hatte den Inhalt des Films in alle Welt getragen und damit dem fertigen Filmstreifen zumindest diese eine Wirkung genommen.“

„Die Erkenntnis hat sich in meinem Gedächtnis so fest eingepreßt, daß ich mir vornehme, diesen Brauch der Spannungserzeugung einmal zu beilegen. Schließlich geht



Eine Szene aus dem großen deutschen Film „Friesennot“

Mitten in den Urwäldern des weiten russischen Landes liegt ein Dorf, jahrhundertlang bevölkert von Menschen friesischen Stammes, die sich ihr Volkstum bis in die heutige Zeit bewahrt haben. Keine Kriege, keine Revolutionen, nichts, was jenseits der Wälder um sie vorgeht, hatte ihnen ihren Charakter und die Schlichtheit ihres Duns und ihrer Ermahnungen nehmen können. Abgeschnitten von der Außenwelt leben sie ihr Dasein, vererben Traditionen auf Kinder und Kindeskinde. Selten einmal wagte einer der ihnen den Weg in die weite Welt, noch seltener kam einer, der ausbezogen war, zurück.

Nur der alte Kröger, der als junger Mensch hinausgegangen war und sich in der Fremde ein Weib fremder Rasse nahm, hatte zurückgefunden, einmal schon, als er vor 16 Jahren sein Kind, die Mette, in das Dorf brachte, um dann selbst wieder sein Glück in der Fremde zu suchen. Nun war er wieder heimgekehrt, abgeschreckt von der Hölle, die draußen tobte, dranhin, jenseits der Wälder und Berge. Er hatte Menschen hungern und sterben gesehen in diesem großen weiten Ausland.

Vor der Tür des Bauern Klaus Niegeball sitzt Mette und spricht mit ihrer Freundin Hilde, der Tochter der Witwe Winkler. „Freust du dich, daß dein Vater wieder nach Hause gekommen ist?“

Mette nickt nur und blickt sinnend vor sich hin. Plötzlich wird sie eifrig: „Es ist alles wahr, was er erzählt hat. Und er hat alles gesehen, er hat die ganze Welt gesehen...“ „Gibt es denn noch viele andere Dörfer in der Welt?“ fragt Hilde erstaunt.

„Ja! Viele Dörfer und viele Menschen gibt es draußen, sogar schwarze und braune! Wenn man die alle sehen könnte...“ und nach einer Pause des Nachdenkens:

„Wenn mein Vater wieder gesund wird, dann ziehe ich mit ihm hinaus...“

Doch Hilde erschrickt: „Aber dein Vater hat doch gesagt, daß sie draußen hungern, und daß ihre Dörfer verbrennen?“ Do schweigt Mette und starrt vor sich hin.

Drinnen in der großen Bauernstube bei Klaus Niegeball liegt der alte Kröger, krank, elend, bereit zu sterben. Niegeball spricht auf ihn ein: „Du hast dir wohl in all den langen Jahren wenig Sorge gemacht, Christian Kröger, da brauchst du dir auch jetzt keine zu machen. Du bist aus unserem Dorf gegangen und hast dir ein Weib genommen von den Fremden, die draußen in den Bergen leben, und die nicht von unserem Blut sind. Du hast uns dein Kind gebracht, als dir dein Weib gestorben war, und bist wieder davongegangen. Ich habe Mette aufgenommen und erzogen wie meine eigene Tochter, und habe immer getan, als wäre sie eine der Unseren, weil ich glaube, daß dein Blut stärker in ihr ist als das des fremden Weibes. Alle im Dorf wissen, daß Mette zu uns gehört wie die anderen Jungmädchen. Wenn du nun gekommen bist, um hier gesund zu werden, oder um hier... zu sterben, so wirst du für beides ein zubereitetes Bett finden.“

Langsam richtet sich Christian Kröger auf: „Draußen ist die Hölle...!“

In diesem Augenblick hört man das Surren eines Flugzeuges — — zum erstenmal in dieser weltabgeschiedenen Einsamkeit. Die Männer um Kröger sind wie erstarrt.

Der Alte, heimgekehrte, hebt den Arm empor: „Da... sie kommen schon...!“ Niegeball und Hauke Peters, der Schmied, blicken den Kranken verwundert an. Hauke Peters flüstert aufgeregt:

„Sie kommen...? — Wie die Teufel!“

Aber der Kranke lächelt jetzt und schüttelt den Kopf: „Nein, es geht alles ganz natürlich zu. Aber sie fliegen, sie fliegen mit großen Maschinen, die durch die Luft donnern wie ein Gewitter.“



Jessie Birag als Mädchen Mette Aufnahme: RPE-Delta

Niegeball und Peters blicken Kröger ungläubig an, stürzen dann zum Fenster, wenden sich wieder dem Kranken zu mit leeren, ratlosen, fragenden Gesichtern: Es war nichts mehr zu sehen.

Da stürmen Mette und Hilde ins Zimmer. Mette ruft erregt und zum Himmel deutend:

„Sie fliegen, Menschen fliegen auf einem großen schreienden Vogel!“

Kröger, auf seiner Bahre aufgerichtet, spricht, beinahe beschwörend, zu den Männern: „Ihr seid nicht mehr sicher, wenn sie von euch wissen, dann werden sie bald da sein...“

„Aber die Wege durch den Wald sind doch verwachsen und verrastet?“

Kröger lacht.

„Brauchen sie noch Wege, wenn sie fliegen können? Ihr seid nicht mehr sicher! Seht euch vor! Versteckt euer Korn, verbirgt euer Vieh! Räumt eure Keller und Kammern aus! Bringt die Frauen in den Wald! Bringt alles in Sicherheit! Wenn die kommen, sind sie wie die Teufel...“

Und sie kamen, die Fischereibeamten mit dem Kommissar Fischenoff an der Spitze und was nun geschieht in dem friedlichen deutschen Dorf an der Wolga, schildert der neue große Delta-Film „Friesennot“ (Deutsches Schicksal auf russischer Erde), der nach der gleichnamigen Novelle von Werner Kortwich hergestellt wurde.



## Der höhere Befehl

Ein neuer Ufa-Großfilm

Karl Ludwig Diehl und Heli Finkenzeller

spielen die Hauptrollen im neuen historischen Großfilm der Ufa „Der höhere Befehl“, der uns in die Zeit der Befreiungskriege führt und eine spannende Epochenhandlung mit der Schilderung deutschen Heldentums jener Tage verbindet.

Aufnahmen: UFA



# Durch unruhiges Asien

Originalberichte von der großen Sven-Hedin-Expedition 1933-35

Copyright by Dr. Sven Hedin. Vertriebs für Deutschland: Ludwig Wolfbrandt, Berlin.

3. Fortsetzung.

## Weihnachten in der Wüste

Die Freude war unbeschreiblich. Der arme Georg wurde mit Unmengen von Fragen bedrängt, am meisten freute man sich auf die Post von zu Hause. Er erzählte uns, daß er alles gut erledigt hätte, auch das neue Ford-Auto hatte er schon „Ediel“ getauft. Wie hatten wir seit Tagen um Georg gebangt, jetzt stand er lebhaftig vor uns und rief in unserem Lager eine Stimmung großer Hoffnung hervor.

Es gehörte Ueberwindung dazu, die Posttasche nicht zu öffnen. Gern hätte man gewußt, wie es allen Freunden gina, aber wir mußten weiter, wir wollten Weihnachten am Esim-gol sein. Es waren zwar bis dahin nur noch zweiundzwanzig Kilometer, und normalerweise wäre es nicht schwer gewesen, dieses Ziel zu erreichen, doch durch die dauernden Wegmessungen wurden wir immer so aufgehalten, daß wir uns sehr beeilen mußten. Ich gab deshalb das Zeichen zum Aufbruch; unsere Kolonne, die nunmehr aus fünf Autos bestand, machte einen recht hastigen Eindruck.

Wer nur an die Autostraßen in Europa oder Amerika gewöhnt ist, kann sich keine Vorstellung machen, was es heißt, auf Karawanenwegen im Inneren Asiens zu fahren. Die Wege sind wahrlich denkbar ungeeignet. Nur selten findet man wirklich eine fahrbare Strecke, gewöhnlich fährt man in weichem Sand, durch Kies, über Furchen und zwischen einzelnen Grasbüscheln. Bevor man an einen regelmäßigen Autoverkehr durch derartiges Terrain denken kann, muß der Weg, den wir jetzt erforschen, genau geprüft, geebnet und bearbeitet, sowie laufend gepflegt werden. Es war wirklich ein Glück, daß uns Georg eine hydraulische Winde und ein paar lange Strickleitungen mitgebracht hatte. Jetzt ist es für uns leichter, die Autos, die so oft in dem weichen, saugenden Sand festfahren, frei zu bekommen. Die Leinwand werden auf den Sand vor die Autordächer gelegt, so daß diese eine feste Unterlage erhalten. Ich kann nicht sagen, wie oft Georg, Esfe und Jomoha festfahren und mit Spaten, Binden und Strickleitungen befreit werden mußten, während alle Mann den Wagen mit voller Kraft schoben.

Die Sonne sinkt. Das Glitzern des Abendrottes geht in Hochglanz über, die Berge im Norden sind rötlich-rosa gefärbt. Die Dämmerung geht in Dunkelheit über, kleine Anhöhen wirken wie hohe Berge.

Wir hatten unseren Wasservorrat am Brunnen Wücher, an dem wir vorbeigekommen waren, ergänzt, wir hatten genügend Heizmaterial und konnten deshalb unsere Zelte mitten in der Wüste aufschlagen. Kaum war das Feuer angezündet, mußte Georg seine Posttasche holen und seine Ueberrassungen verteilen. Es war wie ein Vorgeschmack für Weihnachten. Jeder nahm zerdrückte seine Post in Empfang. Es wurde mit einemmal ganz still im Lager. Alle waren mit Lesen beschäftigt, man hörte nur das Geräusch von Blättern der Briefe und Nachrichten der Zeitungen. — Nachdem jeder seine Neugierde befriedigt hatte, konnte man um so angenehmer schlafen.

Bevor wir die Baumgruppe bei Wawin torci am nächsten Tag erreichten, mußten wir noch ein großes Sandgebiet durchqueren. Ich hatte, jetzt in dem neuen Fordwagen Platz genommen, der eine besondere Heizanlage hatte, die sehr schön wärmte, und durch die Glasflächen konnte man das wechselläufige Panorama der Wüste bis ausreizen sehen. Bis zum 2. Dezember hatten wir einwöchentlich Monate zwar für die Strecke von 832 Meilen gebraucht, aber wir hatten auch unsere mehreren Mißgeschickte auf überstanden. Dann konnten wir uns über das Bewußtsein freuen, daß wir Amerika mit vier Autos verlassen hatten, aber jetzt mit fünf Wagen ankommen — ein Kunststück, das vor uns niemand ausgeführt hat, und wofür wir Ford größten Dank schuldeten. Wir freuten uns auch, daß wir gerade zu Weihnachten ans Ziel unserer ersten Etappe kamen, dem Esim-gol.

Mit Dankbarkeit und Wohlbehagen hielten wir unsre Zelte unter den Pappeln, bei denen die Blätter abgefallen waren, auf und bereiteten uns vor, das Weihnachtsfest würdig zu feiern. Wir freuten uns über den Anblick der mit Tamarinden bewachsenen Dünen, die unser Weihnachtslager umgaben. Wir hatten die Wüste Gobi hinter uns und unser Lagerplatz erglänzte uns als eine freundliche Insel im Meer, wo es Vegetation, Leben und Wasser gab. Unsere Autos hielten wir in der Nähe des Lagerfeuers auf, der Vorrat an Heizmaterial schien unerlässlich. Mit stiller Freude und einem dankbaren Blickgefühl über das bisher Erreichte, saßen wir dem hellen Abend entgegen. — Wenn Dr. Hummel mit uns ist, bekommt das Weihnachtsfest immer etwas Mystisches. Wir durften nicht in die Nähe des Lagerfeuers kommen und auch nicht dorthin, wo der Weihnachtsstich gedeckt wurde. Dr. Hummel hatte sich nur Bergmann und Esfe erwählt die ihm bei seinen Vorbereitungen beihilflich waren. Ich nahm meine Zuflucht zur Kabine unseres



Lager Sven Hedins in der Wüste

Foto: Nordist Fotograffur

„Ediel“, wo ich fast den ganzen Tag blieb, arbeitete und Weihnachtstische schrieb. Ich besprach mit Georg die Ausflüge der nächsten Etappe bis Dami.

Um neun Uhr abends wurden wir gerufen und in feierlicher Prozession in eines der Zelte geführt. Ich konnte es gar nicht wiedererkennen, es war ein Riesenzelt, und ich mußte im ersten Augenblick nicht, wie dieses große Zelt entstanden war. Dr. Hummel sagte mir später, daß er einfach zwei Zelte aneinandergesetzt hatte. Eine „Ehrenwache“ aus Esfe bestehend, grüßte unsere Ankunft mit einem viermaligen Hoch und einem herzlichen „Frohes Fest“. Der Zeltingang wurde geöffnet, das Grammophon spielte einen Parade-marsch und ein strahlendes Wunder offenbarte sich uns von schwebenden und chinesischen Fahnen, die an Girlanden vom Dache herniederhängen. In der Mitte des Zeltes war ein langer, mächtiger Tisch aufgestellt, der durch den ganzen Riesenraum gina, geschmückt mit einem symbolischen Weihnachtsbaum und leuchtenden Kerzen. Auf dem Tisch, der mit einer gelben Decke belegt war, standen Papierkörbe mit Schokolade, Kuchen und anderen Süßigkeiten gefüllt. Der Weihnachtsbaum war mit einem Schild aus Pappe versehen, das den Namen des Baumes trug. Die Kerzen waren mit zierlichen Buchstaben geschmückt: „Und siehe, ich verkünde euch eine große Freude“.

Nach dieser feierlichen Ueberrassungen ließen wir uns an dem langen Tisch nieder, und ein Nacht wurde aufgetragen, das man zuvor sicher noch nicht am Esim-gol gesehen hat. Zu erst gab es Suppe aus Antilopenfleisch, wozu wir echt schwedisches Knäffebrot aßen, dann gab es gebratene Fischlöcher und Sar-

dinen, Stockholmer Schinken mit grünen Erbsen, dann verschiedenes Obst, Pfirsiche, Aprikosen, Ananas und als Dessert eine feine Reisorte.

Zum Schluß wurde herrlicher Kaffee serviert, Cognac und Zigarren gereicht, ein Essen, das sich bei jeder Festlichkeit leben lassen konnte.

Zum meinem Plaz am Tisch standen Mitglieder von meinen Eltern und Geschwistern, zu denen heute meine Gedanken flogen. Ich feierte in meiner Weihnachtsrede alle unsere Lieben im Osten und Westen und erinnerte daran, daß diese sicher mit ebenso viel Wärme und Liebe an uns dachten, wie wir an sie. Ich führte auch nochmals die Aufgabe, die wir zu lösen hatten, vor Augen. Die erste Etappe war glücklich überstanden, nun galt es auch das zweite Ziel, Dami, zu erreichen, das uns wegen der politischen Verhältnisse besonders schwierig und gefährlich erschien. Wir hofften, daß wir noch, ehe das neue Jahr zu weit vorgeschritten war, unseren Einzug in dem von Bürgerkrieg und Völkerverheerungen Dami halten konnten. — Nach dem Essen wurden die Diener herbeigerufen; sie durften an der langen Tafel Platz nehmen. Wie erkannt waren sie, als sie die Pracht im weihnachtlichen Zelt sahen. Zuerst kam Serdar, der gründliche Kenner der Wüstenwege, dort sah man den Koch Chia Kwei, der sich sogar auf schwedische Gerichte verstand. Neben ihm stand unser sympathischer und tüchtiger Mongolenkaufmann Jomcha und der junge Chinese San-Watze. Zum Schluß kamen noch die zwei Mongolen Choddena und Nappeng, dieser ein alter Freund Georgs.

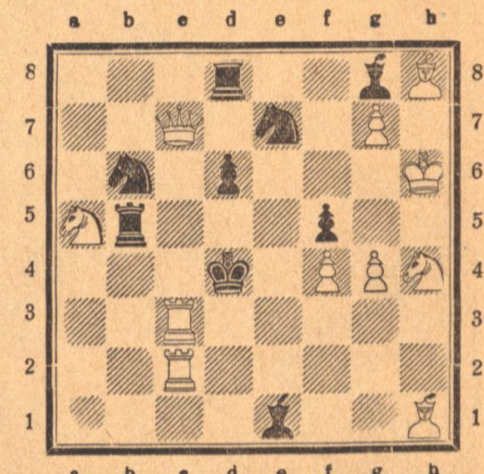
In unserer Freude sang Chia Kwei, der getauft ist, einige Weihnachtshorale auf Chinesisch und wir lauschten nicht ohne Nahrung dem einfachen Gesang. Mit Tee, Kuchen und Zigaretten beschloßen wir den Abend. Die Stimmung war ununterbrochen feierlich und herzlich, während die letzten Weihnachtstichter flackerten. Erst gegen zwei Uhr nachts trennten wir uns, und es dauerte nicht mehr lange, bis die letzten Lichter ausgingen und die Heilige Nacht, ernst und feierlich, ihren Frieden über Esim-gol senkte.

Bei einer Kälte von über 20 Grad während der Nacht feierten die Lustgeister den ersten Weihnachtstag mit Südkulturm. Es heulte und piff in den entlauchten Kronen der Pappeln, so daß die Gegend in einem düsteren halbdunklen Staubnebel verschwand.

Mit Berat an der Spitze starteten wir am zweiten Weihnachtstagesabend und fuhren am Fluße entlang, zwischen den Dünen weiter in die große Einflanke. Wir kamen auf dem Sandboden ziemlich schwierig vorwärts und mußten unzählige Male die festgefahrebenen Wagen aus dem Sande befreien. Allmählich gelang es uns aber, offenes Terrain zu erreichen. Schließlich steuerten wir direkt auf den Namen — das Dienstgebäude des Torbrennens — zu, wo uns der Justizminister höflich in einer großen Jurte empfing. Die Audienz, bei der man sehr höflich gegen uns war, war kurz, man erwiderte sich nach unseren Zielen, und von guten Wünschen begleitet, fuhren wir weiter, bis wir spät abends in die idyllische Gegend des Dooen-gol-Flusses kamen, wo hübsche Pappeln ihre frohigen Zweige über unser neues Zelt streckten. (Fortf. folgt.)

# Schach

24. November 1935 Folge 47  
Problem Nr. 47  
D. Hülsmann, Bochum  
B. U. J. Nov. 1935



Matt in 2 Zügen.

## Um die Weltmeisterschaft

Ein gewaltiges Ringen. In der 14. Partie holt Cuwe auf; 7:7 steht die Schlicht. Der Weltmeister gibt jetzt alles her, um die gefährdete Lage zu retten. Tatsächlich macht er aus den nächsten fünf Partien 3 1/2 Punkte und ist somit mit 2 Punkten Vorsprung so gut wie sicherer Sieger und jetzt hat Cuwe durch eine wunderbare Leistung die 20. und die 21. Partie gewonnen und damit den Weltmeister erneut gefährdet. Wir bringen heute die 19. und 20. Partie des Kampfes.

## 19. Partie der Weltmeisterschaft,

gespielt am 15. und 16. 11. in Ziff  
Weiß: Dr. Aljechin Schwarz: Dr. Cuwe  
1. d2-d4 d7-d5 15. Tal-a8!! ♗ E68-c6  
2. c2-c4 e7-c6 16. Ta8-c8 Tc8-d7  
3. Sg1-f3 Sg8-f6 17. Tf1-d1 0-0  
4. Sd1-c3 d5-c4 18. Tc8-c6! Da5-d8 ♗  
5. a2-a4 e7-c6 19. Tf1-b7 Td7-c8  
6. e2-e4 Td8-b4 20. Td7-b1 Tc8-d4  
7. e4-e5 Sd7-e4 21. Sd3-d4 Dd8-d4  
8. Dd1-c2 Dd8-d5 ♗ 22. Td2! Die Qualität  
9. Tf1-e2 c6-c5 ♗ geht verloren. Nach  
10. 0-0 Tc4-c3 hartem Widerstand  
11. b2-c3 Sd5-d4 gibt Cuwe im 57.  
12. c3-d4 ♗ c4-c3 13. Tc1-d2! Dd5-a5 Zug auf.  
14. Dd2-c3! Td4-c3

## Anmerkungen

- 1) Um der Dame diesen Plaz zu lassen ist im vorübergehenden Zug der Springer nach e4 und nicht nach d5 gegangen.
- 2) Ein interessanter Zug, aber empfehlenswerter war wohl doch das nächstern 67-65.
- 3) c3-b4?, d4-d3!
- 4) Man beachte die Folge 67? 16. Tc3, Ta4: 17. Td5+, Dd5: 18. Tc6+ Kc7 19. Dc7+ usw.
- 5) Auf Dc7 folgt sehr unangenehm Sg5! nebst Se4.

## Die 20. Partie der Weltmeisterschaft,

gespielt am 16. 11. in Amsterdam  
Weiß: Dr. Cuwe Schwarz: Dr. Aljechin  
1. d2-d4 d7-d5 21. Td9-d6 Tf8-f7  
2. c2-c4 e7-c6 22. Dc2-c3 Tc7-a7  
3. Sg1-f3 Sg8-f6 23. Sd1-b1! Td7-d6  
4. Sd1-c3 d5-c4 24. Tf1-b1 Td8-d7  
5. a2-a4 Tc8-f5 25. Td7-d7 Tc8-d7  
6. Sd3-e5 Sd8-d7 26. Sg2-e4! c6-c5?  
7. Sd5-c4 Dd8-c7 27. c3-c4! Sd7-a4?  
8. g2-g3 e7-c5 28. Td4-d5+ Kd8-f8  
9. d4-c5 Sd7-e5 29. Tf1-a1 Td8-a6  
10. Tc1-f4 Sd6-d7 30. Ta1-a2! Tf8-c7  
11. Tf1-g2 f7-f6 31. f2-f4 a5-f4  
12. 0-0 Ta8-d8 32. g3-f4 Kc7-f6  
13. Dd1-c1! Dc7-b8 ♗ 33. e2-e4 g7-g6  
14. Sd3-e4 Td8-c7 34. f4-f5! f7-g5  
15. Dc1-c3 0-0? 35. f2-f4! g5-f4  
16. Ta1-d1 Tf5-e6 36. Kd1-b2 Kf6-g5  
17. Sd4-c5 Sd7-e5 37. Sd2-b3 Ta8-a5  
18. Sd4-g5! f6-g5 38. Sd5-b7 Kd5-f6  
19. Tf4-c5 Tc7-f6 39. Td7-d5 Kf6-g5 ♗  
20. Tc5-b5 Tf6-c8

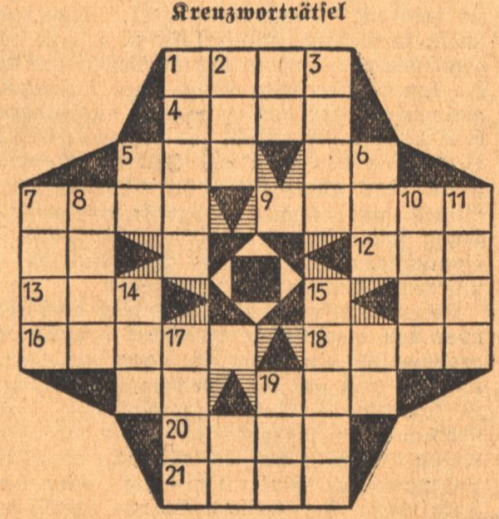
## Anmerkungen

- 1) Es drohte gelegentlich Sd5: nebst Sd5.
- 2) Der Beginn einer weitberechneten Kombination.
- 3) Verhindert Td5, da jetzt nach Td5? S1. c3 der Turm gedeckt ist.
- 4) Hier wurde die Partie abgebrochen und von Aljechin ohne Wiederaufnahme aufgegeben.

## HUMOR

Wüßlich gesonnen.  
Der Kolontär trat seinen Dienst an.  
„Da bin ich, Herr Chef.“  
Der alte Lennemann lächelte freundlich:  
„Nennen Sie mich nicht Chef, sagen Sie lieber „Herr Lennemann“ zu mir.“  
Der Kolontär nickte:  
„Ja, wohl, lieber Herr Lennemann.“  
Erst im Blut.  
Ebi ist zehn Jahre alt.  
„Wie alt bist du denn, Heines Fräulein,“  
fragte der Besuch.  
„Zehn Jahre.“  
„Schon? Ich hätte dich für jünger gehalten.“  
Ebi lächelte schamhaft:  
„Ach, Sie Schmeichler!“

# Wörterpuzzle



Waagerecht: 1. Gleichklang, 4. Nähmutter, 5. Beleuchtungsmittel, 7. Pferdegangart, 9. Fruchtlose, 12. Zeitmesser, 13.

Mutter der deutschen Veldenage, 16. unartiges Kind, 18. anerkennendes Gefühl, 19. feierliche Versicherung, 20. Aufgeld, 21. Feterlichkeit. — Senkrecht: 1. deutscher Romanschreiber, 2. Vab an der Bahn, 3. Gewässer, 6. Antilopenart, 7. Nebenfluß des Rheins, 8. weibl. Vorname, 10. Stadt in der Schweiz, 11. Feld der Artuslage, 14. Nebenfluß des Neckars, 15. Schwachmünniger, 17. Adelsittel, 19. Kälteprodukt.  
Die Wörter waagrecht Nr. 9, 18, 21 nennen, im Zusammenhang gelesen, ein Fest.

## Gegenjäre

Von den nachstehenden Wörtern sollen die zu ihnen im Gegenjäre stehenden Wörter gefunden werden. Die Anfangsbuchstaben der gegenjärelichen Wörter nennen im Zusammenhang ein Sprichwort.  
hitten, Anstuf, Gnade, ungebildet, bevölkern, langjam, Morgen, Kredit, Iester, Mann, Frolog, ungeracht, legal, dreif, Gott, hell, Anfang, untätig, schmal, ganz, gerade, hoch, heiter.

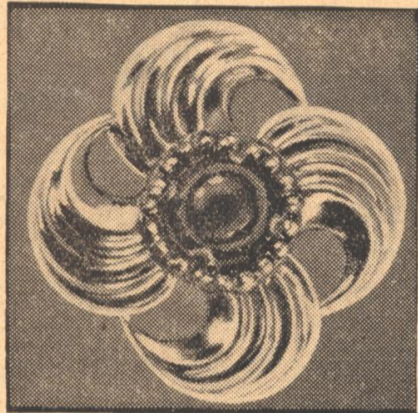
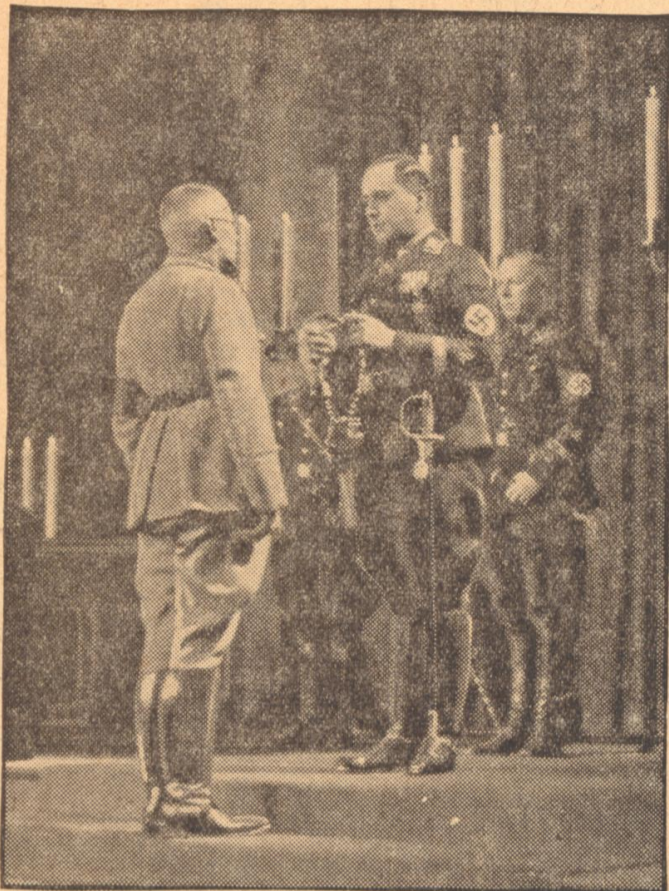
## Umstellrätsel:

Die Wörter: Fuder — Haut — Fadel — Borke — Insel — Eifel — Stroß — Serbe — Meifen — Affen — sind durch Umstellen der Buchstaben in Wörter anderen Sinnes umzuwandeln. Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter der Reihe nach gelesen den Stellvertreter des Führers.

## Auflösungen

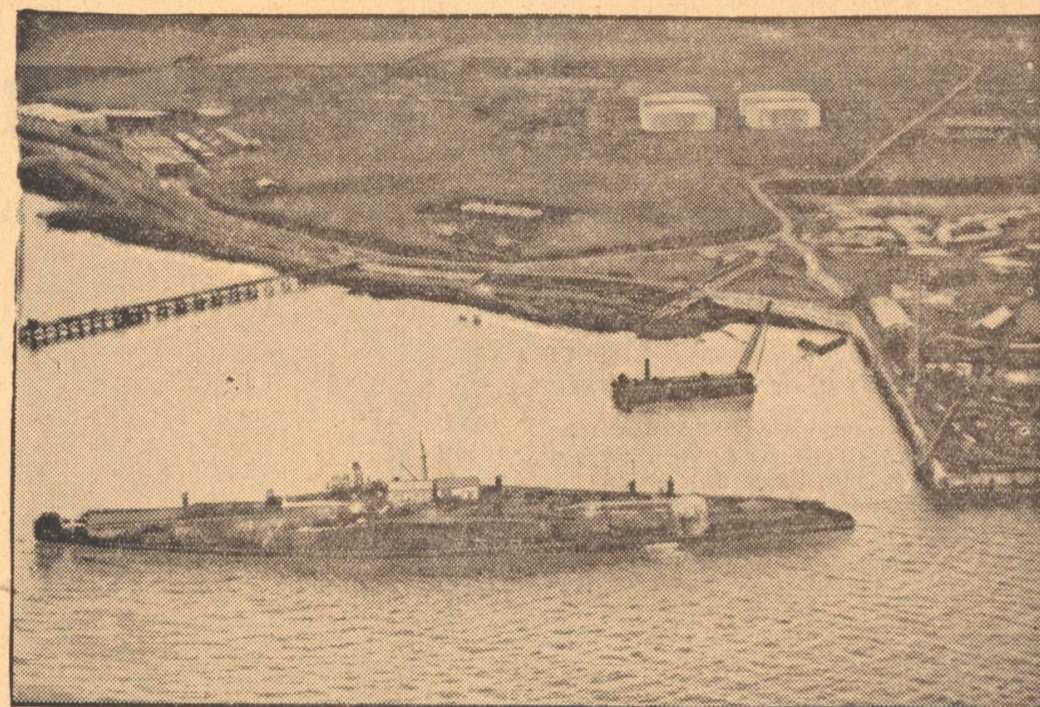
Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Delfination, 4. Zorbet, 5. Koffer, 7. Trabe, 9. Bari, 10. Etas, 12. Angela, 13. Wito, 17. Matz, 18. Genealogie, — Senkrecht: 1. Doret, 2. Navarra, 3. Onkel, 4. Sorrent, 6. Verche, 7. Tisian, 8. Delta, 11. Katmi, 13. Genna, 14. Loti, 16. Sage, 17. Magie.  
Lösung des Rätselrätsels: Saar, Fore, Ring, Idee, Rain, Grab, Nanao, Voa, Urne, Iran, — Rästelprüfung:  
Trob und ernst, doch immer better leide dich die Boeie, und vie Welle trägt dich weiter, und du weicht es feid, nicht, wie, E. von Geibel.



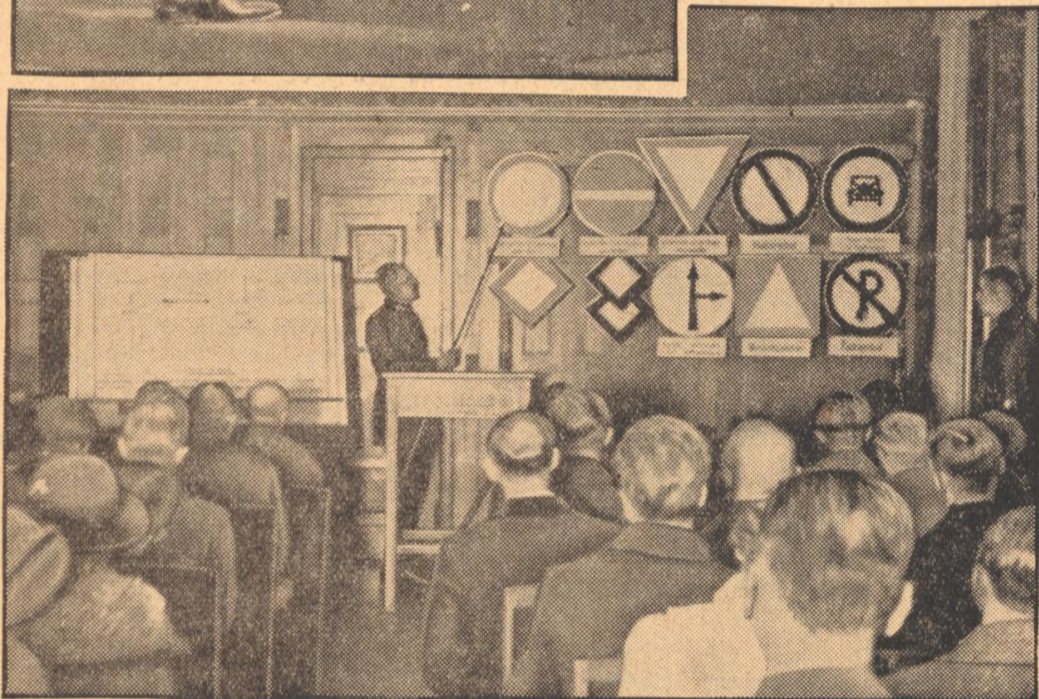


Halbedelstein als Ansteckplakette. Ab 1. Dezember wird in der Reichs-Strahlenkammer des Reichsbauernrates die in den weitberühmten Edelsteinschleifereien von Oberstein in mehreren Millionen Stück hergestellte Edelsteinschleiferei verkauft werden. (Weltbild, R.)

Auszeichnung der Mitglieder des Reichsbauernrates. Auf der traditionellen Sitzung des Deutschen Reichsbauernrates in der Kaiserplatz in Goslar verleiht Reichsbauernführer Reichsminister Walter Darré die Stiftung einer Ehrenseite für Mitglieder des Deutschen Bauernrates. Am Anfangs daran überreichte Reichsminister Darré dem Alt-Landesbauernführer der Kurmark Bredow (unser Bild) und dem Alt-Landesbauernführer der Provinz Hannover (Landesbauernrat) die Ehrenseite. (Weltbild, R.)



Immer noch Hebungarbeiten in Scapa Flow. Die einige Zeit stillgelegten Arbeiten an der Hebung der deutschen Seeschiffe in der Bucht von Scapa Flow werden nun weiter fortgesetzt. Hier liegt das U-Boot-Schiff „König Albert“ tiefliegen in Versuch zur Fertigstellung bereit. (Weltbild, R.)

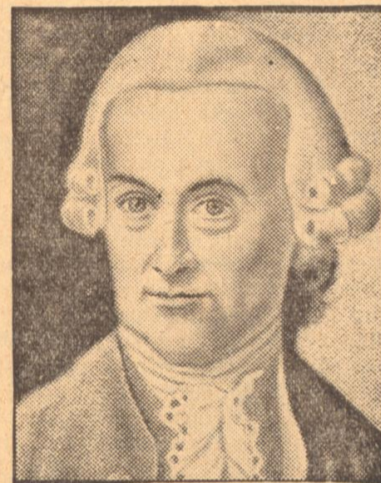


Verkehrsländer müssen Sonntags nachsehen. Eine ganz neue Erziehungsmethode für Verkehrsländer hat Bremen eingeführt. Die jeweiligen Verkehrsländer erhalten eine Ladung zum Volkshaus, wo ihnen am Sonntagvormittag um 8 Uhr ein anschaulicher Vortrag über die Reichsstraßenverkehrsordnung gehalten wird. (Weltbild, R.)

# Bilder der WOCHE

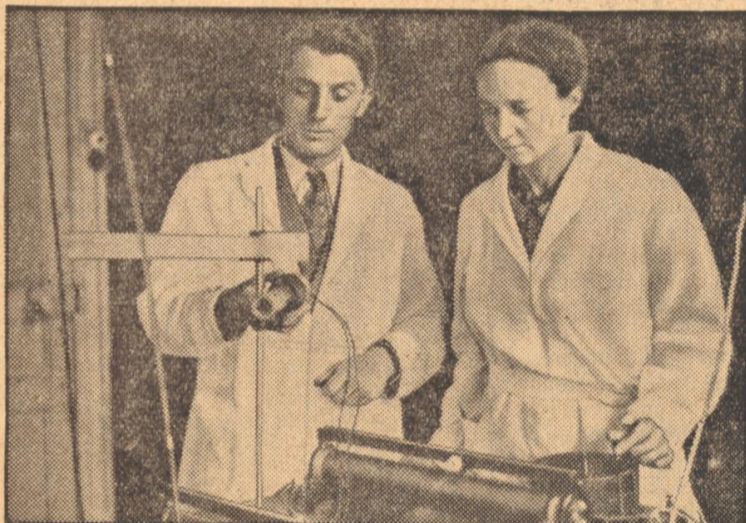


In London starb der frühere Oberbefehlshaber der britischen Seestreitkräfte und Vizekönig der englischen Flotte in der Seeschlacht am Tagerrat, Admiral Jellicoe, im Alter von 76 Jahren. (Graphische Werkstätten, R.)



Wilhelm Friedemann Bach. Am 22. November waren 225 Jahre vergangen, daß Wilhelm Friedemann Bach, der Sohn Johann Sebastian Bachs, in Weimar geboren wurde. Ebenfalls Komponist und Organist, fand er im Schatten seines großen Vaters. Seine Zeitgenossen sahen in ihm den größten Erbsöhler nach seinem Vater. Und auch seine Kompositionen sind voll seiner, geistreicher Idee. (Atlantik, R.)

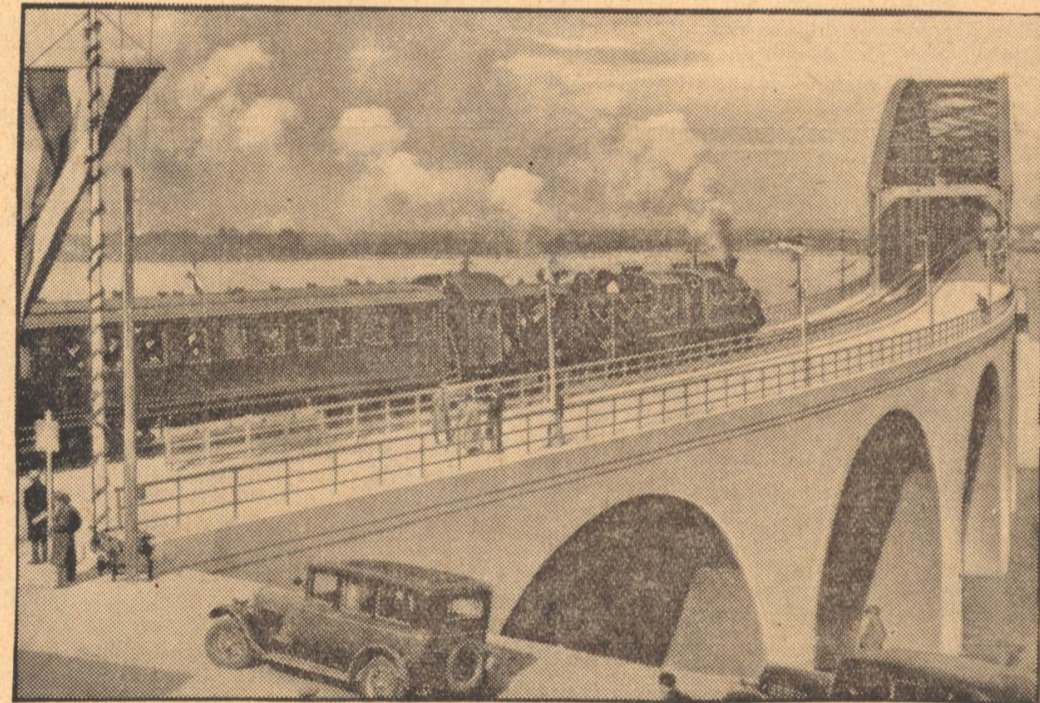
## Neue Nobelpreisträger



Mit dem Nobelpreis ausgezeichnet. Das französische Ehepaar Marie Curie, dem für seine Entdeckung der neuen radioaktiven Elemente der diesjährige Nobelpreis für Chemie verliehen wurde. Frau Curie ist eine Tochter der berühmten Radium-Forscherin Marie Curie, die ebenfalls den Nobelpreis erhalten hatte. (Weltbild, R.)



Der Nobelpreisträger für Physik. Der Professor an der Universität Liverpool James Chadwick, der für die Entdeckung des Neutrons den diesjährigen Nobelpreis erhielt. Unter einem Neutron muß man sich ein Ur-Teilchen vorstellen, das im Gegensatz zum Proton und Neutron weder eine positive noch eine negative elektrische Ladung enthält. (New York Times, R.)



Die jüngste Donaubrücke. Die Brücke über die Donau zwischen der jugoslawischen Hauptstadt Belgrad und der Vorstadt Pantsevo ist nach vierjähriger Bauzeit im Rahmen eines Staatsauftrags dem Verkehr übergeben worden. Die 1500 Meter lange Brücke wurde von deutschen Firmen erbaut. (Zehrer Bilderdienst, R.)

# • Foto-Epik •

## Lebhaber-Photographie von heute

Ueber die Bedeutung, die der Photographie als Wirtschaftsfaktor heute zukommt, dürfte kaum ein Wort zu verlieren sein. Wir brauchen nur den Umfang der einschlägigen Produktionsgebiete zu überblicken und an die zahlreichen Kameras, Platten- und Filmfabriken zu denken, an die verwandten optischen und chemischen Betriebe, an die Papier-Industrien, die für die Herstellung des benötigten Negativ-Materials beschäftigt sind, wollen auch den Photohandel nicht vergeffen und die Ateliers und Laboratorien der Berufsphotographen, — um von vornherein überzeugt zu sein, daß Zehntausende und Aberzehntausende deutscher Volksgenossen der Photographie ihr Brot zu verdanken haben, — um gleichzeitig auch zu wissen, daß eine Stärkung der photographischen Gesamtproduktion wesentlich zur Unterstützung der Gesamtwirtschaft beitragen muß.

Aber nicht davon soll hier die Rede sein, sondern von den inneren Werten der Photo-

graphie. Es ist selbstverständlich, daß unsere Zeit auch am Gebiet der Lichtbildkunst nicht spurlos vorübergehen konnte. Dabei hat sich vor allem auch das Gesicht der Liebhaber-Photographie grundlegend geändert. Was uns vielleicht früher als „Luxus“ erschien, das ist heute zum allgemeinen Bedürfnis, zur Notwendigkeit geworden: Die Photographie als Volkskunst — im Sinne der programmatischen Ausführungen des Leiters der Deutschen Arbeitsfront, Dr. Robert Ley — Ausgestaltung der Freizeit!

Was die Lichtbildkunst uns zu geben hat in dieser Hinsicht, ist mehr als die bloße Freude am Photographieren selbst, eher schon der Anreiz, der in der Lösung gewisser technischer Aufgaben gelegen sein mag, die Freude am Gelingen. Wer aber erst eine gewisse Zeit mit der Kamera hantiert hat, wird bald noch eine andere Wahrnehmung machen können: Vieles, an dem er bisher achtlos vorübergegangen war, wird ihm plötzlich bewußt, wird

zum Erlebnis. Die Kamera hilft uns, leben zu lernen und bereichert damit unser Leben. Und weil wir von Lichtbildkunst sprechen, werden wir dabei auch das künstlerische Moment in der Photographie nicht übersehen dürfen. So erzieht uns die Kamera nicht nur zur aufmerksamen Beobachtung unserer Umgebung, sondern sie stellt uns außerdem die Aufgabe, das Gesehene künstlerisch zu gestalten. Nicht, als ob nun jedes anspruchslose Bildchen zum Kunstwert werden müßte, nein! Aber das wahrhaft Gelingen jeder photographischen Aufnahme setzt neben einem Mindestmaß technischen Könnens eine gewisse künstlerische Abficht voraus, die noch so bescheiden sein kann, die aber niemals fehlen darf, wenn das Bild als solches befriedigen und damit das Photographieren uns wirklich zur Freude, zum ethischen Genuß werden soll.

Um nun zunächst die photographischen Fähigkeiten der jungen Photo-Amateure weiter zu entwickeln und damit der Sache selbst in dieser Hinsicht zu dienen, wird unsere „Foto-Epik“ in der Folge fortlaufend „Fingerzeige“ bringen, deren aufmerksames Studium unseren Lesern sicher Nutzen bringen wird. Gewissermaßen soll damit ein turgafahrter Photo-Lehrgang geboten werden, in dessen Verlauf vielleicht auch dem Fortgeschrittenen manch Neues gesagt werden kann, dessen Grundgedanke aber sein soll, dem Jung-Photographen über die ersten Anfänge hinwegzuhelfen, ihn nach Möglichkeit vor Mißerfolgen zu bewahren und ihm unnützes Lehrgeld zu ersparen, damit ihm

seine Kunst von allem Anfang an Freude bereitet und ihm zumindest in technischer Hinsicht Befriedigung schafft!

Die künstlerische Gestaltung, die wir vorhin als zweite Grundbedingung wirklichen photographischen Gelingens genannt haben, liegt durchaus nicht an der Oberfläche, sie findet vielmehr nur zum Teil und unter ganz bestimmten Voraussetzungen schon im photographischen Motiv ihren Niederschlag, das allerdings immer dann, wenn es sich darum handelt, abstrakte Begriffe, einen sittlichen Gedanken, bildmäßig zum Ausdruck zu bringen: Gemeinschaftsgeist, Kameradschaft, Entedant, Winterhilfe u. a. Im allgemeinen aber sind es andere Gesichtspunkte, die den künstlerischen Wert einer Aufnahme ausmachen oder doch zumindest ausschlaggebend beeinflussen: Wahl des Bildausschnittes, Verteilung von Licht und Schatten, Komposition oder allgemeine Anführung des Bildes und andere Begriffe die wichtig genug sind, daß gelegentlich näher auf sie eingegangen werden muß. Auch das soll in unseren „Fingerzeigen“ geschehen.

Es erscheint notwendig, schließlich auch noch über den eigentlichen Endzweck des Photographierens ein Wort zu sagen, um damit nochmal kurz auf die Motivwahl zu sprechen zu kommen. — Warum wollen wir denn überhaupt photographieren? Nun, wer im Alltag schafft, am Schraubstock oder im Ladengeschäft, hinterm Pflug oder im Fabrikbüro, der weiß auch, wie schnell die Eindrücke schöner Stunden, und seien sie im Augenblick des Erlebens selbst noch so tief

— an Klarheit verlieren, um schließlich in vielen ihrer Einzelheiten gänzlich zu verblasen. Da ist etwas so naheliegend: festzuhalten im Bild, was wir in Tagen der Ausspannung und Erholung geahnt und erlebt, als feste, nicht durch Zeit und Alltag wegzuschwappende Erinnerung. Als dauernde Freude, die dauernd Kraft gibt zu neuem Schaffen! Das sind die kleinen, anspruchslosen Erinnerungsbildchen in unseren Alben: Aufnahmen von Wochenendausfahrten und Urlaubsreisen, Bilder von unseren Angehörigen, von unseren Kindern. Aufnahmen, zu denen vielleicht eine Familienfeier oder sonstwie ein persönliches Erlebnis den Anlaß gegeben haben mag.

Aber noch anderes wollen wir, und das ist eine Aufgabe, die über das Alltägliche hinaus uns ganz besonders locken sollte, uns, als die Kinder unserer Zeit: eben diese Zeit bildmäßig festzuhalten, sie so wiederzugeben, wie wir sie sehen mit unseren Augen, das Gesehene um uns. Zeitdokumente gibt es zu schaffen, diesmal nicht allein zur Bereicherung des eigenen Lebens, vielmehr als Vermächtnis unserer Zeit an alle, die nach uns kommen!

Und weil gerade dieses Motiv, das Zeitgesehene, weit über anderen Aufgaben steht, die uns als Lichtbilder locken könnten, und weil wir es für dannenswerter halten müßten, wegweisend zu helfen zu gutem Gelingen, deshalb wollen wir ein übriges tun, und unseren Lesern jedesmal ein Thema stellen — aus der Zeit heraus — für die Zeit gegeben. (Fortsetzung folgt.)